

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

ZEICHEN DER ZEIT
Zur Enzyklika „Ut unum sint“

Suzanne Duncan
Pflege personaler Beziehungen

Paul Vautier
Person und Sendung Pallottis II

Pater Joseph Kentenich
Konzentration aller katholischen Kräfte

Herbert Schneider OFM
Duns Skotus: Berufen zur Mitliebe

Angel L. Strada
„REGNUM“ – ein missionarischer Auftrag

Peter Wolf
25 Jahre Josef-Kentenich-Institut

BUCHBESPRECHUNGEN

ZEICHEN DER ZEIT	
„Ut unum sint“	97
Suzanne Duncan	
Pflege personaler Beziehungen, emotionale Reife und geistliches Leben	100
Paul Vautier	
Person und Sendung Pallottis II	109
Pater Joseph Kentenich	
Konzentration aller katholischen Kräfte	118
Herbert Schneider OFM	
Berufen zur Mitliebe	
Nach dem Seligen Johannes Duns Skoius	123
SCHÖNSTATT SPIRITUELL	
„REGNUM“ – ein missionarischer Auftrag (Angel L. Strada)	130
SCHÖNSTATT INTERNATIONAL	
Dem Denken Pater Kentenichs auf der Spur 25 Jahre Josef-Kentenich-Institut (Peter Wolf)	132
BUCHBESPRECHUNGEN	140

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung
ISBN 0341-3322

Verleger: Schönstatt-Patres Deutschland e.V.

Verlagsanschrift: Patris Verlag, Postfach 1162, D-56171 Vallendar-Schönstatt

Redaktionskomitee: Barbara Albrecht, Rainer Birkenmaier, Günther M. Boll (verantwortlich), Lothar Penners, Herta Schlosser, Angel L. Strada

Anschrift

der Redaktion: Patris-Verlag – Redaktion Regnum – Postfach 1162, D-56171 Vallendar

Herstellung: Fuck, Druck + Verlag, Rügenacher Straße 88
56072 Koblenz

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Redaktion zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u.U. nur kurz angezeigt.

REGNUM erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements: Inland DM 28,00 zzgl. DM 5,00 Porto und Versand. Ausland DM 28,00 zzgl. DM 8,00 Porto und Versand. Preis des Einzelheftes DM 7,50 zzgl. Porto und Versand.

ZEICHEN DER ZEIT

UT UNUM SINT! Am Fest Christi Himmelfahrt (25. Mai 1995) hat Papst Johannes Paul II. seine 12. Enzyklika – ein kirchengeschichtlich gar nicht hoch genug einzuschätzendes Dokument! – unterzeichnet.

Er dankt darin ausdrücklich für die Früchte der ökumenischen Bemühungen seitens katholischer und nichtkatholischer Theologen in den letzten Jahrzehnten. Er dankt weiter für den geistlichen Einsatz vieler Gemeinschaften und Beter auf allen Seiten im Dienst an der Überwindung der Spaltung der Christenheit und verbindet damit einen von vielen nicht für möglich gehaltenen frischen ökumenischen Impuls und eine kräftige Ermutigung zum „Weitermachen“ (2). Und dies im Blick auf die orthodoxen „Schwesterkirchen“ (55) und die reformatorische Christenheit. Es gibt nur den „unumkehrbar“ verpflichtenden „Weg der Suche nach der Ökumene“ und damit zum dynamischen Antrieb, „auf den Geist des Herrn zu hören, der uns lehrt, aufmerksam die ‚Zeichen der Zeit‘ zu lesen“ (3).

Mit dieser Enzyklika hat der bei uns meistens als Verhinderer der Einheit charakterisierte Papst nicht nur das Ökumene-Dekret des letzten Konzils aktualisiert. Er hat auch die theologischen, pastoralen und spirituellen Voraussetzungen für ein neues und befreiendes Klima der Offenheit für einander geschaffen: „Die Perspektive, gemäß der nach der vollen Einheit gesucht wird, (soll) jene der Einheit in der legitimen Verschiedenartigkeit“ sein (54). Dies jedoch so, daß Papst Johannes Paul zuerst selber das vollzieht, was er im Ausblick auf das hl. Jahr 2000 in seinem Schreiben „Tertio Millennio Adveniente“ (1994) bereits für alle Glieder der Kirche gefordert hat: ehrliche Reue über die unselige, jahrhundertelange Feindschaft zwischen Christen, Buße für alle Sünden gegen die von Jesus Christus gewünschte Einheit, Umkehr und Bitte um Vergebung bei den Betroffenen. Eine solche geistliche Haltung hat es in 2000 Jahren Kirchengeschichte von höchster Warte aus im Blick auf „die anderen“ noch kaum gegeben. Und daß es sich nicht um ein bloßes Lippenbekenntnis handelt, hat der Papst bei seinen diesjährigen Besuchen in Tschechien und der slowakischen Republik gezeigt. Im Zusammenhang mit der Heiligsprechung des zur Zeit der Gegenreformation von Protestanten zu Tode gefolterten Priesters Jan Sarkander bat er die Nichtkatholiken um Verzeihung für alles Unrecht, das umgekehrt Katholiken ihnen im Laufe der Geschichte angetan haben. Positiv verweist der Papst darüber hinaus in der neuen Enzyklika auf das Zeugnis der Heiligkeit des Lebens auch vieler Nichtkatholiken: „In der Ausstrahlung, die vom ‚Erbe der Heiligen‘ ausgeht, die allen Gemeinschaften angehören, erscheint der ‚Dialog der Bekehrung‘ zur vollen und sichtbaren Einheit nun unter einem Licht der Hoffnung“ (84).

Die bei uns weithin üblich gewordene negative Interpretation päpstlicher Verlautbarungen könnte nun aber zu der Meinung führen, er sei von einem Extrem ins andere gefallen. Das stimmt nicht. „Es geht ... nicht darum, das Glaubensgut zu modifizieren, die Bedeutung der Dogmen zu ändern, ... die Wahrheit an den Zeitgeschmack anzupassen, bestimmte Artikel aus dem Credo zu streichen mit der falschen Vorgabe, sie würden heute nicht mehr verstanden. Die von Gott gewollte Einheit kann nur in der gemeinsamen Zustimmung zur Unversehrtheit des Inhalts des geoffenbarten Glaubens Wirklichkeit werden. Was den Glauben betrifft, steht der Kompromiß in Widerspruch zu Gott. Wer könnte im Leib Christi, der ‚der Weg, die Wahrheit und das Leben‘ ist (Joh 14,6), eine Versöhnung für rechtmäßig halten, die um den Preis der Wahrheit erreicht würde?“ (18). „Der Anspruch der Wahrheit muß bis auf den Grund gehen. Ist das etwa nicht das Gesetz des Evangeliums?“ (79).

Das Schreiben, das zum gemeinsamen Gebet, zum Dialog der Wahrheit und der Liebe (60), zur wissenschaftlichen Forschung und zum gemeinsamen sozialen Handeln anregt, ist ein entschiedenes Bekenntnis zum Herrn und zur Wahrheit des ganzen in der Kirche bewahrten Evangeliums; dies aber nicht unter dem Aspekt schmerzlichen Ausgrenzens, sondern in Verwirklichung des dankbaren Blickes auf die Schätze, die die anderen Getauften in Jahrhunderten der Spaltung bewahrt haben. So sind sie denn ebenfalls „nicht fern vom Reich Gottes“ (Mk 12,34). Alle Christen müssen auf dieses Ziel und also auf ein tragfähiges neues Miteinander hin noch ihre je eigene mühevollen Wegstrecke durchmessen (vgl. III, 77).

Dieser Papst weiß – „im vollen Bewußtsein“ seiner eigenen „menschlichen Schwachheit“ (4) – was dabei katholischerseits für die anderen Christen oft so anstößig ist. Und so ist er bereit, im 125. Jahr nach der Verkündigung des Felsen-Dogmas von der päpstlichen Unfehlbarkeit auch dieses Thema erneut dem theologischen Denken und Meditieren auszusetzen. Es geht darum, „eine Form der Primatsausübung zu finden, die zwar keineswegs auf das Wesentliche ihrer Sendung verzichtet, sich aber einer neuen Situation öffnet“ (95). „Könnte die zwischen uns allen bereits real bestehende, wenn auch unvollkommene Gemeinschaft nicht die kirchlichen Verantwortlichen und ihre Theologen dazu veranlassen, über dieses Thema mit mir einen brüderlichen, geduldigen Dialog aufzunehmen, bei dem wir jenseits fruchtloser Polemiken einander anhören können, wobei wir einzig und allein den Willen Christi für seine Kirche im Sinn haben ...?“ (96).

Voraussetzung für das Gelingen dieser unabweisbaren ungeheuren Aufgabe (vgl. 96) ist es, daran „festzuhalten, daß die Schwachheit des Petrus und des Paulus offenbar macht, daß die Kirche auf der unendlichen Macht der Gnade gründet“ (91). Das sind wahrhaftig Worte voll Heiligen Geistes von

seiten des „Diener der Diener Gottes“! Sie entspringen einer letzten gläubigen Gewißheit, daß sich die Wahrheit des Glaubens in der Liebe durchsetzen und mit ihrer Leuchtkraft die noch getrennten Christen überzeugen, anziehen und vereinigen wird.

Wenn aber Papst Johannes Paul „jeden nützlichen Schritt fördern“ möchte, „damit das Zeugnis der gesamten katholischen Gemeinschaft in seiner vollen Reinheit und Konsequenz verstanden werden kann“ (3) -, sind wir dann nicht in den Bistümern, Gemeinden und geistlichen Gemeinschaften unseres Landes zu allererst gefordert, uns selbst ehrlich um die innerkatholische Einheit zu mühen? Und dies unter Ausmerzung „jenes nicht dem Evangelium entsprechenden Sich-Abkapselns in die Verdammung der ‚anderen‘, einer Verachtung, die aus einer unlauteren Anmaßung herrührt“ (15). Nichts ist so dringend, als daß wir untereinander die Mauern des Mißtrauens niederreißen und dem aufrichtigen Willen Raum geben, einander zu verzeihen - „mit einem von der göttlichen Barmherzigkeit belebten Blick“ (2). Dabei muß allerdings „jede Form von Verkürzung oder leichtfertiger ‚Übereinstimmung‘ absolut vermieden werden. Die ernstesten Fragen müssen gelöst werden; denn wenn das nicht geschähe, würden sie zu einem anderen Zeitpunkt in gleicher Gestalt oder unter anderem Namen wieder auftauchen“ (36).

Alles in allem durchweht eine einzigartige Hoffnung dieses päpstliche Schreiben. „Auch nach den so vielen Sünden, die zu den historischen Spaltungen beigetragen haben, *ist die Einheit der Christen möglich*, vorausgesetzt, wir sind uns demütig bewußt, gegen die Einheit gesündigt zu haben, und von der Notwendigkeit unserer Bekehrung überzeugt“ (34). Bleibt nur zu hoffen, daß wir uns von dem Geist dieser „Reform von oben“ in einer tiefen „gemeinsamen Bekehrung zum Evangelium“ (41) ergreifen und drängen lassen!

B. A.

Suzanne Duncan

Pflege personaler Beziehungen, emotionale Reife und geistliches Leben

In unserer Gesellschaft gibt es viel Gewalt, Mißachtung der Menschenrechte und Zusammenbruch des Familienlebens. Wenn wir uns bemühen, das emotionale und geistliche Leben in unseren Familien zu kultivieren, leisten wir gerade damit einen wesentlichen Beitrag zur inneren Erneuerung von Ehe und Familie und damit zu einer neuen Gesellschaftsordnung.

Aus dem breiten Feld von Aspekten personaler Beziehungen und ihrer Pflege will ich hier einige praktische Wege herausgreifen, die illustrieren sollen, wie in unseren Familien solche Beziehungen aufgebaut und gepflegt werden können.

GNADE BAUT AUF NATUR

Ein wesentlicher Aspekt der Selbsterziehung im Kontext von Beziehungen ist die Sorge um die Entfaltung unseres Menschseins. Wenn wir unsere Naturanlage, unser natürliches Menschsein und unsere Gefühle ignorieren und meinen, wir könnten ein religiöses Leben führen, ohne auf diese natürlichen Voraussetzungen und unsere persönliche Lebensgeschichte zu achten, sind wir in einem großen Irrtum befangen. Für Pater Kentenich war es klar, daß trotz einer energischen Selbsterziehung nichts von unserem emotionalen Reichtum verlorengehen darf. Gnade baut immer auf der Natur, den psychologischen Voraussetzungen unserer Natur auf. Jeder von uns ist in seiner Umgebung dazu berufen, zwischenmenschliche Beziehungen zu fördern und unser eigenes emotionales Leben wie das der anderen zu entfalten. Die Familie, die sorgfältig liebende Beziehungen untereinander kultiviert und auch den Ausdruck von Freude und Ärger ermöglicht, hilft die Grundlage zu schaffen, auf der ein geistliches Leben sich entfalten kann. Wir müssen die ganze Person beachten, wenn wir heute reife religiöse Persönlichkeiten schaffen helfen wollen.

Die ganzheitliche Entfaltung unseres Menschseins kann am besten gedeihen in einer Atmosphäre dauernder Liebesbeziehungen. Unsere Menschlichkeit kann sich nicht entwickeln, wenn wir in Isolation leben. Deshalb sagt das Konzil: „Die Familie ist eine Art Schule reich entfalteter Humanität“ (Gaudium et Spes 52). Die idealen Bedingungen finden

sich im Rahmen von persönlichen Beziehungen aufgrund bedingungsloser Liebe und personaler Bindung im „Heiligtum“ der Familie. Wenn Eltern ganz selbstlos den natürlichen menschlichen Bedürfnissen ihrer Kinder dienen, helfen sie ihnen zu ihrem emotionalen und spirituellen Wachstum, aber sie reifen auch selbst in diesem Prozeß. Das gilt für uns alle. Unsere Liebe erwacht und reift im Maße, als wir uns lieben lassen und uns bedingungslos einer anderen Person hingeben, dem „geliebten Du“.

GEGENSEITIGER AUSTAUSCH

Bedingungslose Liebe ist das freie Geschenk meiner Liebe, die sich ungehemmt geben kann. Es ist selbstloser marianischer Dienst. Wir lieben und akzeptieren einander, stehen im Austausch miteinander, nicht um irgend etwas zu erreichen oder etwas davon zu haben, einfach um den anderen zu zeigen: ich bin glücklich, daß Du da bist, daß es Dich gibt.

Die Pflege personaler Beziehungen ist eine delikate Sache - in unseren Familien, unseren Gemeinschaften, zwischen den Familien und Gemeinschaften, in unserer ganzen Bewegung. Wir wissen alle, wie schwierig es ist, die richtige Atmosphäre zu schaffen, in der jeder sich wohlfühlt und ausdrücken kann, was er wirklich denkt.

Heute spricht man oft von „Verhandlungen“. Der Prozeß des Verhandeln ist nur möglich in einer Atmosphäre von echtem, offenem Austausch, der von einem hohen Grad an Dienstwilligkeit, gegenseitiger Annahme und Liebe bestimmt ist. Damit Menschen ehrlich ihre persönliche Meinung sagen, müssen sie sicher sein können, daß man ihnen zuhört, sie respektiert und ernst nimmt. Wir müssen dafür sorgen, daß sie sich wohlfühlen, ganz praktisch und menschlich. Wenn wir das in unseren Familien nicht erreichen, geht es erst recht nicht in der Kirche, in politischen Kreisen und überhaupt in der Gesellschaft.

Wo es um diesen gegenseitigen Austausch geht, spielen die Frauen eine besondere Rolle wegen ihrer natürlichen Nähe zum Leben. Die meisten Frauen spüren intuitiv, wenn sich schwierige Situationen ergeben und Verlegenheit, Unsicherheit und Spannung entsteht zwischen den Personen. Denken Sie an die Gottesmutter in Kana: sie spürte die Verlegenheit des jungen Paares und hat sofort in einer feinfühlgigen und bedachten Art reagiert, ohne unnötig die Aufmerksamkeit auf sich selbst zu lenken.

In Diskussionen zwischen Männern und Frauen geschieht es sehr leicht, daß man den andern zurückweist oder nicht genügend beachtet, was er sagt oder ausdrücken möchte. Teilweise hängt das mit der unterschiedlichen Art und Weise zusammen, wie Menschen sich austauschen. Die verschiedenen Stile im Umgang miteinander führen zu Spannungen in zwischenmensch-

lichen Beziehungen, wenn sie nicht erkannt und berücksichtigt werden. Wir müssen uns fragen: wie können wir die positiven Anlagen verstärken und die Spannungen abbauen, die entstehen können?

Eine andere Quelle von Schwierigkeiten im Austausch untereinander, in unseren Familien wie in unseren Gruppen, ist die Annahme, daß wir uns schon kennen und deshalb gleich verstehen, was der andere sagen will, was er fühlt oder denkt. Das ist ein Irrtum. Wenn wir uns sinnvoll austauschen wollen, müssen wir geduldig hinhören und eine demütige und tolerante Haltung entwickeln.

Kommunikationsprobleme entstehen, wenn wir sozusagen darauf warten, das zu hören, was wir hören wollen und nicht wirklich hinhören, was bei dem Gesagten tatsächlich mitschwingt. Dieses Problem können wir nur lösen, wenn wir unsere eigenen Vorstellungen beiseite lassen und so selbstlos und objektiv wie möglich versuchen, echt hinzuhören und das zu hören und herauszuhören, was der andere sagen will, auch wenn es nicht klar genug ausgedrückt wird. Wir müssen uns bemühen, den Hintergrund zu verstehen, um das ganze Bild in seinem Zusammenhang aufnehmen zu können. Das bedeutet aber auch, daß wir zuhören müssen, ohne den anderen zu unterbrechen und nicht sofort reagieren auf das Gesagte oder Folgerungen ziehen, noch bevor der andere ausgedrückt hat. Diese Zurückhaltung läßt den Respekt vor dem anderen und seiner Meinung erkennen. Es setzt inneres Schweigen, eine Art innerer Sammlung voraus, eine aufnehmende, hilfsbereite Haltung und die Großzügigkeit, jede Meinung ruhig zu würdigen. Wir sollten immer zuerst zuhören und Fragen stellen, um besser zu verstehen, was der andere denkt und meint, und erst dann unsere eigene Meinung äußern, wenn sie gefragt ist und der Sache dient.

Wie sollen wir uns in Situationen verhalten, in denen ernsthafte Meinungsverschiedenheiten aufeinanderprallen? Wenn ein Mitglied der Familie oder der Gruppe versucht, so zu argumentieren, daß ein schneller Mehrheitsbeschluß zustande kommt, wirkt das zerstörerisch. Das führt dazu, daß die Kommunikation untereinander ins Stocken gerät, weil die Beziehungen belastet sind. So können zum Beispiel Teenager ihre Eltern mit gewichtigen Fragen bombardieren und sofort eine Antwort verlangen. Da kann es helfen, daß man zunächst einmal den Fragepunkt auf die Seite rückt und eine Antwort verschiebt, ohne schnell eine Entscheidung zu treffen. Das gibt allen Beteiligten Zeit, nachzudenken und die ganze Sache realistisch zu überlegen.

Aber es ist nicht allein die Aufgabe des Zuhörers, den Austausch positiv und bereichernd zu gestalten, auch der Sprecher hat eine solche Verantwortung. Er sollte nachdenken und beten, bevor er seinen Standpunkt vorträgt; wenn irgend möglich, sollte er vorher seinen Partner bitten,

seine Gesichtspunkte zu ergänzen. Sie kennen das Sprichwort: Wenn Du akzeptiert werden willst, mach Dich akzeptabel.

PERSONALE LIEBE

Um gute Beziehungen zu schaffen und andere in ihrem inneren Wachstum zu unterstützen, müssen wir personale Liebe schenken und auch empfangen. Das bedeutet, dem Partner oder dem Kind ungeteilte Aufmerksamkeit zu schenken, so daß sie sich ganz angenommen fühlen und spüren, daß man ihnen zuhört. Persönliche Liebe ist nicht etwas, das man dem anderen ab und zu schenken kann, wenn es die Zeit erlaubt. Es ist das absolut stärkste Bedürfnis jeder einzelnen Person. So brauchen Kinder zum Beispiel die Aufmerksamkeit von Vater und Mutter. Hier spielen Frauen eine wichtige Rolle als „Brückenbauer“. Wegen ihrer naturhaften Nähe zu den Kindern hat die Mutter eine Vermittler-Rolle zwischen ihnen und dem Vater.

Wie ein Junge zum Beispiel sich und seinen Körper sieht und wie er außerhalb der Familie angenommen wird, hängt entscheidend davon ab, wie sein Bedürfnis nach persönlichem Geliebt- und Angenommensein von seinem Vater oder anderen wichtigen männlichen Bezugspersonen befriedigt wird. Ohne persönliche Aufmerksamkeit von seinem Vater wird er immer ängstlich bleiben, weil er spürt, daß alle andere und alle anderen wichtiger sind als er selbst. Deshalb ist er unsicher und in seinem gefühlsmäßigen und psychologischen Wachstum gehemmt. Solche Jungen sind dann weniger reif als solche, deren Väter sich die Zeit genommen haben, ihr Bedürfnis nach Beachtet- und Angenommenwerden zu befriedigen. Sie haben oft die Neigung, sich zurückzuziehen und bekommen Schwierigkeiten im Umgang mit Gleichaltrigen. Sie können emotional vielen Herausforderungen nicht entsprechen und reagieren vor allem in Konfliktsituationen ganz schwach. Außerdem tendieren sie dazu, zu stark von der Mutter abhängig zu bleiben oder von einem Lehrer bzw. anderen Erwachsenen.

Mädchen, die keine echte Vaterbeziehung haben, reagieren anders als Jungen, die nicht genügend Liebe empfangen. Im vorpubertären Alter sind solche Mädchen dann mitteilungsbedürftig, reden viel, versuchen immer wieder, andere zu manipulieren, werden dramatisch, in kindischer Weise verführerisch und werden als frühreif empfunden. Sie geben den Anschein von Pseudo-Reife. Wenn sie älter werden, wird ihr Verhaltensmuster nicht anders und besser – sie wirken mehr und mehr unnormale. Wenn sie in die Adoleszenz kommen, werden sie unbeliebt, bei Gleichaltrigen wie bei Eltern, besonders ihrem Vater. Aber auch in dieser späten Phase kann liebende Aufmerksamkeit und echtes Annehmen von seiten des Vaters oder einer väterlichen Person noch sehr viel erreichen, um das selbst-

zerstörerische Verhalten des Kindes zu ändern. Diese wichtige Beziehung der Väter zu ihren Kindern ist aber nicht möglich ohne die Ermutigung und Unterstützung der Mutter.

Persönliche Sorge und Aufmerksamkeit von seiten der Erwachsenen ist wohl das stärkste Bedürfnis von Teenagern und jungen Erwachsenen, weil es entscheidend wichtig ist für die Entfaltung ihres Selbstwertgefühls. Es beeinflußt auch ihre Fähigkeit zum Kontakt mit Geschwistern und Gleichaltrigen. Junge Menschen können nicht ihr Bestes geben, wenn sie nicht diese kostbare Gabe persönlicher Liebe empfangen.

Es ist eine der schwierigsten Aufgaben der Eltern, Zeit zu haben für ihre Kinder, in der sie mit ihnen allein sind und nichts anderes tun. Gerade in unserer hyperaktiven Zeit und Gesellschaft ist das schwer, vor allem, wenn Teenager ihre eigenen Interessen haben, mit denen Eltern dann in Konkurrenz stehen. Wenn die Kinder älter werden, muß diese Zeit des Beisammenseins eher noch ausgedehnt werden. Meine persönliche Überzeugung ist, daß Kinder, je älter sie werden, um so mehr Zeit und Aufmerksamkeit brauchen. Das gilt in gleicher Weise für Ihre jungverheirateten Kinder. Denken Sie bitte nicht, daß Sie dann frei werden und viel Zeit für sich haben, wenn Ihre Kinder verheiratet und aus dem Haus sind. Ihre Verpflichtung als Eltern wird in dieser Phase, noch mehr als zuvor, zu einer ernstesten Forderung. Ich würde sogar sagen, daß die Zukunft der Ehe Ihrer Kinder wesentlich abhängt von Ihrer Verfügbarkeit und Ihrer Unterstützung sowie von Ihrem Beispiel.

Man könnte leicht zu der Annahme kommen, daß Teenager, gerade weil sie immer unabhängiger werden wollen von der Familie und immer mehr Selbständigkeit fordern, immer weniger Zeit mit ihren Eltern verbringen wollen. Das wäre der größte Irrtum. Kinder in der Pubertät und junge Erwachsene brauchen mehr Zeit und Aufmerksamkeit von seiten der Eltern.

Es ist immer schwierig, an Teenager heranzukommen, vor allem, wenn sie in lustloser Stimmung sind und nichts von sich erzählen wollen, wie das so oft zu Anfang der Pubertät passiert. In solchen Situationen ist es gut, sich daran zu erinnern, daß bei launischen Teenagern die psychologischen Verteidigungsmechanismen schnell hochgehen und daß Geduld, Verständnis und Wärme nötig sind, um diese Abwehr langsam abzubauen, so daß der junge Mensch aus sich herausgehen und von sich erzählen kann, von dem, was wirklich in ihm vorgeht. Es braucht Zeit und Einfühlungsvermögen, um das rechte Klima zu schaffen. Aber Sie können sicher sein: der Teenager wird es nie riskieren, von sich zu sprechen, wenn er nicht spürt, daß seine Eltern wirklich für ihn da sind und ehrlich daran interessiert, ihm zuzuhören, daß sie ihm ihre ganze Aufmerksamkeit schenken, ohne ihn gleich zu verurteilen oder ihm moralische Ratschläge zu geben.

Wir neigen leicht dazu, das Bedürfnis nach persönlicher Aufmerksamkeit und Liebe in unseren Beziehungen zu unterschätzen, denn all die Arbeit, die Aufgaben und vielerlei Haushaltssorgen sind wie ein Ersatz für die Zeit, die wir miteinander verbringen sollten. Denken Sie nur daran, was alles an einem Tag geschieht im Leben einer Mutter und Hausfrau oder der Männer und Frauen, die arbeiten gehen! Wir sind von morgens bis abends eingespannt, nur um das zu tun, was unbedingt getan werden muß.

Der Grund, warum Teenager und junge Erwachsene - ob verheiratet oder nicht - ein scheinbar unstillbares Bedürfnis nach Unterstützung und Bestätigung von den Eltern haben, ist, daß der Prozeß des Wachstums zu emotionaler Reife sehr langsam vor sich geht. Als allgemeine Regel kann gelten, daß junge Menschen einen Grad emotionalen Wachstums erreichen, den wir als Reife bezeichnen können, wenn sie etwa 35 Jahre alt sind. Das heißt, daß das chronologische Alter kein Gradmesser für emotionale Reife ist.

Pater Kentenich spielte auf solche Sachverhalte an, wenn er in der Vorgründungsurkunde von 1912 sagte: „Selbsterziehung ist ein Imperativ der Zeit. Man braucht nicht sonderlich viel Welt- und Menschenkenntnis zu haben, um sich klar darüber zu werden, daß unsere Zeit mit all ihrem Fortschritt, mit all ihren Entdeckungen den Menschen die innere Leere nicht nehmen kann. Alle Aufmerksamkeit, alle Tätigkeit hat ja ausschließlich den Makrokosmos zum Gegenstande, die Welt im großen, die Welt außer uns... Aber eine Welt, die ewig alt und ewig neu bleibt, eine Welt - der Mikrokosmos, die Welt im kleinen, unsere eigene Innenwelt, die bleibt unerkannt und undurchforscht... Der Grad unseres Fortschritts in den Wissenschaften muß der Grad unserer inneren Vertiefung, unseres seelischen Wachstums sein.“

Wenn Eltern es für das wichtigste erachten, daß es ihren Kindern innerlich gut geht, wichtiger noch als intellektueller Fortschritt oder Sport, dann können ihre Kinder besser mit den starken Einflüssen zurechtkommen, die von außen auf sie einströmen, weil sie wissen und spüren, daß ihre Eltern sich wirklich um sie kümmern und für sie auch gefühlsmäßig da sind. Wenn Eltern sich Zeit nehmen, um diese Bedürfnisse zu befriedigen, werden ihre Kinder das Vertrauen aufbringen, selbst zu entscheiden, welche Werte für sie und ihr Leben entscheidend sein sollen. Kinder lernen solche Werte kennen und schätzen, wenn sie sie zu Hause erleben. Werte können nicht intellektuell aufgenommen werden, indem man den Kindern sagt, was sie denken und an was sie glauben sollen. Kinder lernen Werte und moralische Maßstäbe, indem sie beobachten und erfahren, was für ihre

Eltern solche Werte und moralischen Überzeugungen bedeuten. Hier stehen wir vor einer riesengroßen Herausforderung.

VORRANGIGKEIT DES GEISTLICHEN LEBENS

Der Druck, unter dem wir in unserem täglichen Leben stehen, macht es uns schwer, ein inneres, religiöses Leben zu führen. Das verlangt von uns Schweigen, Nachdenken und Gebet. Die Schwierigkeit liegt in zwei Bereichen: Zeit und Priorität. Zeit: es ist einfach nicht möglich, jeder Aufgabe und jeder Verantwortung gerecht zu werden, wie wir das gerne möchten. Setzen von Prioritäten: es scheint, daß dringende Verpflichtungen sich uns einfach aufdrängen und die Kontrolle über die Verwendung unserer Zeit übernehmen. Das wäre recht, wenn diese dringenden Verpflichtungen auch die wichtigsten für uns wären. Das ist leider sehr oft nicht der Fall. Es gibt einfach nicht genügend Zeit in unserem Leben, als daß wir uns von den dringenden Angelegenheiten kontrollieren lassen und gleichzeitig für die wirklich wichtigen dasein könnten. Die Lösung dieses Dilemmas ist gar nicht einfach. Wir müssen selbst die Prioritäten bestimmen, unsere Ziele klar definieren und unsere Zeit entsprechend planen. Mit anderen Worten: wir brauchen eine geistliche Tagesordnung. Wir selbst, nicht die Zeit, müssen unser Leben kontrollieren, um für die wirklich wichtigen Dinge Zeit zu haben. Die richtige Rangordnung unserer Prioritäten ist: Gott, Partner, Kinder; oder: Gott und unsere personalen Bindungen.

DAS GEISTLICHE LEBEN UNSERER KINDER

Wo es darum geht, das religiöse Leben zu fördern, glaube ich, daß Kinder zunächst auf ihre Eltern schauen und von ihnen Wegweisung erwarten für den Bereich moralischer, ethischer und religiöser Werte. Ob sie auch finden, was sie brauchen, hängt von zwei Dingen ab: zunächst, daß ihre Eltern selbst ein persönliches Verhältnis zu Gott haben - und zweitens, daß das Kind die Sicherheit hat, bedingungslos geliebt zu werden.

Die erste Voraussetzung dafür, daß Kinder Wegweisung für ein sinnerfülltes Leben erhalten, ist das persönliche geistliche Leben ihrer Eltern. Wir wissen, daß die Familie der wichtigste Ort ist, an dem Evangelisierung geschieht. Evangelisierung besagt: „... die Frohbotschaft in alle Bereiche der Menschheit zu tragen und sie durch deren Einfluß von innen her umzuwandeln und die Menschheit selbst zu erneuern“ (Paul VI., Evangelii nuntiandi 18). „Die Menschheit von innen her umzuwandeln“ bedeutet,

die Kinder zu einer tieferen Glaubenserziehung zu führen; die Erziehung zur Gerechtigkeit zu fördern; in den Kindern den Respekt vor den anderen zu wecken, was Toleranz gegenüber unterschiedlichen Auffassungen, anderen Kulturen, Sprachen und Traditionen einschließt. Es meint Respekt vor den Menschenrechten im weitesten Sinn des Wortes. Nirgendwo kann eine bessere Grundlage gelegt werden für eine neue soziale Ordnung in unserem Land als in der Familie. Denn in diesem „Heiligtum“ wird eine Kultur der Menschenrechte letztlich gesichert.

Um einer solchen Herausforderung gerecht zu werden, müssen Eltern ein geistliches Fundament haben, auf das sie ihr Leben gründen, d.h. eine persönliche Beziehung zu Gott, zu Christus und zur Gottesmutter als ihren ersten und treuesten Partnern. Das ist es, was junge Menschen sehen und erfahren müssen an ihren Eltern. Denn sie suchen selbst nach einem festen Halt, nach einem Sinn in ihrem Leben, nach etwas, an das sie glauben können, das ihnen Sicherheit gibt auch dann, wenn alles zu zerbrechen scheint. Aber wir dürfen uns keine Illusionen machen: was Eltern tun, trägt nicht immer gleich Frucht. Sie können ihr Wissen und den Inhalt ihres Glaubens weitergeben an ihre Kinder. Aber es ist Gott, der zu seiner Zeit ihnen die Fähigkeit schenkt, auch persönlich glauben zu können. Glaube ist Gottes freies Geschenk.

Die zweite Voraussetzung für die Förderung des geistlichen Lebens ist, daß die Kinder sich mit ihren Eltern identifizieren, die Werte, moralischen Maßstäbe und die Spiritualität sich persönlich aneignen, die sie bei ihren Eltern erleben. Damit ihre enge persönliche Verbundenheit mit Gott, wie Eltern sie leben, auch ihren Kindern zuteil wird, tun sie gut daran, ihnen erlebnismäßig zu zeigen, daß sie wirklich geliebt und umsorgt sind und einfach akzeptiert werden, so wie sie sind. Warum? Weil gerade so Gott uns liebt - bedingungslos. Beide Eltern, Vater und Mutter, sind Abbilder Gottes auf Erden. Sie geben ihm väterliche und mütterliche Züge. Es ist außerordentlich schwierig für Kinder, an die Liebe Gottes zu glauben, wenn sie nicht die Liebe ihrer Eltern erfahren. Für viele Menschen stellt das ein großes Hindernis dar für ihre Liebe zu Gott. Eltern können ihren Kindern helfen und sie geistlich vorbereiten, wenn sie all ihre menschlichen und emotionalen Bedürfnisse befriedigen. Kinder, die warme, herzliche Bindungen haben an ihre Eltern, haben auch die richtige Grundlage und den rechten Ausgangspunkt für religiöse Erlebnisse. Das ist aber kein automatischer und einfacher Prozeß.

DIE ERINNERUNG BEI KINDERN

Der nächste wichtige Aspekt, wenn wir die Pflege des religiösen Lebens von Kindern betrachten wollen, ist, wie ihr Erinnerungsvermögen beschaffen ist. Denken Sie daran, daß Kinder mehr emotional als rational eingestellt sind. Deshalb erinnern sie sich viel mehr an Gefühle als an Fakten. Kinder können sich viel lebhafter daran erinnern, was sie in einer bestimmten Situation gefühlt haben als an die Details des Vorgangs. So wird sich ein Kind im Religionsunterricht viel mehr daran erinnern, was es gefühlt hat als daran, was alles gesagt und gelehrt wurde. Deshalb ist es im allgemeinen viel wichtiger, ob das Erlebnis für das Kind schön und angenehm ist, als die Einzelheiten des Unterrichtsstoffs. Wenn ich hier von einem „schönen Erlebnis“ spreche, meine ich, daß das Kind subjektiv erlebt, ob es geachtet wird und freundlich, liebevoll behandelt wird. Es muß sich wohlfühlen, es darf keine Atmosphäre herrschen, in der es ständig kritisiert und gedemütigt wird. Natürlich ist es wichtig, was gelehrt wird. Aber wenn der Unterricht langweilig ist und das Kind herabgesetzt wird, wird es auch den Inhalt ablehnen. Diese Art von Erlebnissen führt sehr oft dazu, daß das Kind eine Abneigung gegen religiöse Dinge überhaupt entwickelt und Kirchenleute als überheblich einschätzt.

Wenn eine solche Einstellung aus negativen Erfahrungen entstanden ist, kann man sie nur schwer wieder ändern. Andererseits ist die Erinnerung an den Religionsunterricht sehr positiv, wenn sich schöne Erlebnisse damit verbinden. Dann wird Religion auch leichter Teil des eigenen Lebens.

Aus all dem kann man sehen, daß Emotionalität und Spiritualität nicht einfach zwei getrennte Dinge sind. Das eine hängt eng mit dem anderen zusammen. Deshalb müssen wir zuerst und vor allem uns um das emotionale Wohlbefinden unserer Kinder kümmern, wenn wir ihr religiöses Leben fördern wollen.

Dieser Prozeß der Erneuerung wächst langsam, von unten, vom Zentrum der Familie her – vom Hausheiligtum. Praktisch heißt das: Ausgangspunkt und Grundlage des geistlichen Wachstums ist die sorgfältige Pflege des Menschseins und des emotionalen Lebens jedes einzelnen Gliedes der Familie.

Paul Vautier

Person und Sendung Pallottis II

4. IDEE UND SPEZIFISCHE SENDUNG PALLOTTIS

Wie bereits erwähnt, sieht Pater Kentenich den hl. Vinzenz Pallotti als charismatische Persönlichkeit, die mit ihren Anliegen der Zeit weit vorausseilt. Es sind vor allem vier Ideen, die er als herausragende Punkte sieht: das Laienapostolat, eine weltweite Organisation aller apostolischen Gemeinschaften der Kirche („Weltapostolatsverband“), gelübdelose Gemeinschaften und ihre ausgesprochene Mittelstellung zwischen Ordensleuten und Weltleuten (d.h. mit „Bindegliedcharakter“).

„Die Zeit war noch nicht reif für das, was Pallotti wollte: weder reif für den universellen Apostolatsgedanken noch reif für die Art, wie es verwirklicht werden sollte. Der erste Punkt dürfte klar sein: daß man noch nicht reif war für das, was Pallotti wollte, für den Gedanken des Weltapostolates. Wir gaben während des (ersten Welt-)Krieges ein Büchlein von Dr. Eder heraus über das ‚Laienapostolat im Weltkrieg‘. Das wurde von Trier sehr beanstandet und fand scharfe Zensur und Kritik beim Ordinariat.“¹⁹

Laienapostolat - dies ist wohl das Anliegen, in dem die Kirche am meisten in die von Pallotti angestrebte Richtung im Laufe der Jahrzehnte gewachsen ist, bis zum Dekret „Über das Laienapostolat“ des II. Vatikanischen Konzils und der Verankerung von Recht und Pflicht zum Apostolat der Laien im neuen kirchlichen Gesetzbuch.

Um die zweite Idee, die *Schaffung einer weltweiten Organisation*, die alle apostolischen Kräfte der Kirche koordinieren, beseelen und einen sollte und als deren „Pars motrix et centralis“ auch Pater Kentenich (bis 1956) die Gesellschaft der Pallottiner sah, entbrannten bald die Auseinandersetzungen. Wollte Pallotti nur das Apostolat pflegen, auf der ganzen Welt und mit allen Mitteln? Oder strebte er tatsächlich einen gewissen organisatorischen Zusammenschluß an, ähnlich wie sich im Internationalen Roten Kreuz oder in den Organisationen der UNO weltweit Organisationen und Helfer zusammenfinden? Für Pater Kentenich besteht darin sogar die eigentliche spezifische Sendung Pallottis, die er festgehalten wissen wollte - sonst habe man den „ganzen Pallotti“ noch nicht erfaßt. Die Zeit sei heute für eine solche „Mammutidee“ günstiger als im letzten Jahrhundert:

„Die Gesamtlage der Kirche ist einer apostolischen Weltapostolatsorganisation im Sinne Pallottis heute günstiger als ehemals. Die Geister scheiden sich ja

allenthalben mehr und mehr. Viele Grenzen zwischen Ländern, Völkern und Nationen fallen über Nacht zusammen. Zusammenballung der Menschen und Unternehmungen auf der einen Seite verlangen Konzentration und Lenkung der Kräfte auf der anderen Seite. Darum wird der Papst nicht müde, nach Sammlung, Beseelung und Lenkung aller apostolischen Kräfte – unbeschadet ihrer Eigenart – zu rufen. Damit tritt der Plan wiederum in den Vordergrund, den Pallotti vor hundert Jahren entworfen hat, aber nicht durchführen konnte.“²⁰

Die dritte wegweisende Idee ist nach Pater Kentenich die *gelübdelose Gemeinschaft*. Über Jahrhunderte haben in der Kirche – und auch in anderen Religionen! – die religiösen Gemeinschaften sich mit Gelübden konstituiert. Zum Willen der vollkommenen Nachfolge Christi tritt die einzigartige Bindung durch ein direktes, unlösliches Versprechen an Gott selbst, das von kirchlichem und staatlichem Recht besonders behandelt wurde. Der hl. Vinzenz Pallotti wollte für seine Gemeinschaft – entgegen seiner persönlichen Hochschätzung und Praxis der Gelübde – keine solche. Man kann in diesem Willen eine rechtliche Marotte sehen – Pater Kentenich hat von seinem Zielbild des neuen Menschen und der neuen Gemeinschaft her in diesem Punkt keimhaft das Ideal eines ganz anderen Typs von religiöser Gemeinschaft verankert und symbolhaft dargestellt gesehen – nicht dem Gesetz und der Form verhaftet, sondern von Freiheit und Hochherzigkeit beseelt.

„[Pallotti] hatte noch andere Aufgaben, er wollte einen neuen Menschen in einer neuen Gemeinschaft schaffen, das heißt den gelübdelosen Menschen in der gelübdelosen Gemeinschaft. Da haben Sie es: eine gelübdelose Gemeinschaft. Es gab zwar solche schon in der Kirche zur damaligen Zeit, aber die öffentliche Meinung in der Kirche war eine andere. Seit seinem Tode hat sich in der Kirche auch nach der Richtung vieles gewandelt. Später wurden in den Codex aufgenommen die sogenannten ‚societates ohne Gelübde‘, dann sind später durch die Konstitution ‚Provida Mater Ecclesia‘ auch die Säkularinstitute anerkannt worden, und zwar unter den Säkularinstituten auch solche, die ohne Gelübde sind.“²¹

Es mag sein, daß Pater Kentenich in diesem Punkt vieles von seiner eigenen Sicht in Pallottis Absichten und Texte hineinlegte – jedenfalls ist das der Punkt, weswegen er sich mit Pallotti in den Fragen der Pädagogik und des Menschenbildes im Prinzip einig und verwandt fühlt. Für das Schönstattwerk ist dieser Punkt auch geschichtlich von großer Bedeutung gewesen. Denn der Hinweis auf Pallotti und die kirchliche Anerkennung seiner Priester- und Brüdergemeinschaft ohne Gelübde waren wichtige Helfer in den Verhandlungen mit den römischen Stellen, die bis in jüngste Zeit hinein Schwierigkeiten mit der Bindungsform hatten, die Pater Kentenich aus seiner pädagogischen Konzeption heraus vorgesehen hatte. Das zeigt,

wie stark der Gedanke der Gelübde und der rechtlichen Sicherung bis heute noch wirkt.

Die vierte „große Idee“, jene des *Bindegliedcharakters* (Pallotti spricht vom „punto di mezzo“), ist mit den beiden vorhergehenden verbunden.

„Vinzenz Pallotti hat [die Menschen] gesehen unter dem Gesichtspunkt der beiden Stände: Ordensstand und Weltstand, Weltleute und Ordensleute. Nun hat er sich so gedacht: damit wir nun, wenn wir jetzt *pars motrix* sind, unter diesen beiden Ständen arbeiten können, schickt es sich, eine Lebensform zu wählen, die seinsgemäß einen Bindegliedcharakter hat; deswegen ‚character intermediarius ligationis‘. Das Wirken folgt dem Sein. Wenn wir wirken wollen in beiden Ständen, ist es psychologisch am besten, wenn wir auch seinsgemäß beide Stände in uns verkörpern. Seinsgemäß ragen wir hinein in den Weltstand dadurch, daß wir keine Gelübde haben, seinsgemäß ragen wir hinein in die Welt der Ordensleute, da wir uns pflichtmäßig bemühen, zu ringen nach der höchsten Vollkommenheit wie die Ordensleute. [...] Wenn ich das vor Augen habe, dann bewundere ich die Genialität der Idee von Vinzenz Pallotti. Er hat das nicht reflexiv gesehen; das muß der Heilige Geist ihm eingegeben haben, von welcher Bedeutung der Bindegliedcharakter der *pars motrix* ist.“²²

Es ist hier nicht der Ort, um näher auf die Bedeutung dieser Fragen einzugehen; allein das Ringen um neue Formen des religiösen Lebens, das in den Vorformen schon in die Armutsbewegungen des Mittelalters zurückgeht und sich in unserm Jahrhundert mit der Entstehung vieler neuer Gemeinschaftsformen neuen Platz geschaffen hat, zeigt, daß über die Bedeutung dieser Ideen noch nicht das letzte Wort gesprochen ist, wenn sie auch nicht so schnell die Aufmerksamkeit der großen Öffentlichkeit auf sich ziehen werden.

Von diesen vier großen Ideen hat Pater Kentenich die zweite als die spezifische Sendung Pallottis bezeichnet, auch in dem Sinne, daß Pallotti in den andern drei Punkten nicht alleine steht. Pater Kentenich hat sich in diesen Punkten auch nicht prinzipiell von Pallotti abhängig gesehen – zu tief sind diese Elemente mit dem Menschen- und Gemeinschaftsbild verknüpft, das er als seine eigenste, von Gott gegebene Sendung betrachtete.

5. MYSTIK UND SPIRITUALITÄT DES HL. VINZENZ PALLOTTI

Vielleicht ist der Leser erstaunt, daß bis jetzt die Mystik und Spiritualität des hl. Vinzenz Pallotti noch nicht erwähnt wurde. In der Tat sieht Pater Kentenich die eigentliche Brücke zwischen den beiden Partnern in den oben erwähnten Punkten und nicht so sehr in der spirituellen Dimension.

Er hat auch Pallotti in dieser Dimension für das Schönstattwerk nicht als maßgebend angesehen und hier seine Eigenständigkeit reklamiert.

Der hl. Vinzenz Pallotti ist mit seinen geistlichen Texten, mit seiner Sprache und Aszese vielen Menschen unseres Jahrhunderts fremd geblieben. Manchen scheint es sogar, daß Pallotti auf diesem Gebiet sich nicht besonders von der reichen Andachtsfrömmigkeit des 19. Jahrhunderts abhebt; ein großer Klassiker der spirituellen Literatur ist er jedenfalls nicht geworden.

Pater Kentenich hat zu einem Punkt der Spiritualität Pallottis besonders klare Distanz markiert: zur außerordentlichen, mystischen Seite Pallottis. Nicht daß er sie nicht anerkannt hätte: für Pater Kentenich ist Pallotti ganz klar ein Dreifaltigkeits- und ein Unendlichkeitsmystiker. Er hat auch häufig auf die „mystische Vermählung“ mit Maria, einem besonderen Ereignis im Seelenleben Pallottis im Jahre 1832, hingewiesen. Für die Spiritualität des Schönstattwerkes wollte Pater Kentenich aber ganz eindeutig auf dem „normalen“ Weg bestehen. Die Weihe an die Mutter Gottes, das Liebesbündnis, ist ein Lebensvorgang, der allen Gläubigen offensteht, auch jenen, die weder zum Mystischen geneigt sind noch sich dazu berufen fühlen.

„Unser Liebesbündnis schließt alle Faktoren in sich, die Pallottis geistige Verlobung mit der Mutter der Barmherzigkeit am Ende des Jahres 1832 enthält. Freilich bleibt ein wesentlicher Unterschied bestehen: Seine Verlobung ist ein bräutliches Liebesbündnis und gehört einer höheren, nicht alltäglichen, einer mystischen Ordnung an, während das unsere ein kindliches und ein Akt der gewöhnlichen Gnadenordnung ist. Es bewegt sich auf einer Ebene, die jedem strebsamen Katholiken zugänglich gemacht werden kann. Das hindert jedoch nicht anzuerkennen, daß die Gnaden, die aus dem Bündnis hüben und drüben herausfließen, viel Ähnlichkeit miteinander haben. Es ist ja schließlich die übernatürliche Ordnung, um die es sich in beiden Fällen handelt.“²³

Es genügt auch ein flüchtiger Blick auf den spirituellen Reichtum der Texte Pater Kentenichs, um zu sehen, daß es in der Spiritualität Schönstatts keinesfalls um eine bloße Ausfaltung pallottischer Themen geht.

Auf der anderen Seite möchte ich hier festhalten, daß sich Pater Kentenich trotz aller Unabhängigkeit und Andersartigkeit Pallotti in nicht wenigen Punkten verwandt fühlte. Die Übereinstimmung in wichtigen Zielen läßt eine Verwandtschaft – trotz aller Unterschiede in den Details – auch erwarten. Hier ist sicher einmal die Parallelität des „Infinitismus“ Pallottis und des Strebens nach dem Universalen in Schönstatt zu nennen, dann die Betonung, die Pallotti auf die unendliche Liebe legt und die Stellung des

„Weltgrundgesetzes der Liebe“, wie sie Pater Kentenich herausgehoben hat (vgl. dazu besonders die „3. Gründungsurkunde“).

Die Studie, die Pater Kentenich der spirituellen Dimension Pallottis widmete – der „Oktoberbrief 1949“ –, handelt über weite Strecken über die Zeitanalyse Schönstatts und ist in ihrer ganzen Terminologie ein typisches Eigengewächs Pater Kentenichs. Und doch führt sie den aufmerksamen Leser zu einigen wichtigen und aktuellen Punkten pallottischer Spiritualität.

„Der moderne Geist, der den Weg zu Gott zurückgefunden, wird und muß in irgendeiner Weise sein Gottesbild von Pallotti mitprägen lassen. Er wird und muß Gott stärker im Glanze der Unendlichkeit sehen. Dann erst hat er eine beruhigende Antwort auf das moderne Weltgefühl. Ob er die Luft durchsegelt oder sich auf der Sternwarte ans Fernrohr stellt, ob er sich von den Atomforschern in ihre Geheimnisse einführen läßt: alles, was er sieht und hört, stört nicht mehr seinen Glauben. Im Gegenteil! Alles, alles ist ein machtvoller Hinweis: *Ascende superius. Deus semper maior.* Wer aus dieser Haltung heraus Pallottis Person und Lehre auf sich wirken läßt, liest mit innerer Freude sein stammelndes Staunen vor dem Unendlichen, dem Unermeßlichen. Er findet in seiner Person und Seelenhaltung die treffende Antwort auf die tiefsten Sehnsüchte des eigenen Herzens.“²⁴

Neben dem Gottesbild Pallottis weist Pater Kentenich auf den Umgang Pallottis mit seelischen Realitäten wie Sehnsucht, Erfahrung der Kleinheit und Schuld, die Polarität von Demut und Vertrauen und vor allem die Erfahrung der Liebe Gottes hin. Immer wiederkehrende, z.T. auffallende Momente pallottischer Texte werden herausgehoben, im Horizont Pater Kentenichs neu formuliert und dadurch auf eine neue Weise dem heutigen Menschen zugänglich gemacht.

Vielleicht mag das folgende Zitat, das aus der Zeit stammt, in der sich die Gesellschaft der Pallottiner und das Schönstattwerk am nächsten fühlten, den Geist gut zu schildern, in dem sich Pater Kentenich daran machte, Pallotti in seiner spirituellen Dimension zu würdigen und aufzunehmen:

„... Als sie [die 3. Gründungsurkunde] fertig war, wurde uns erst klar, daß wir mit ihr das persönliche Ideal Pallottis, das nach allen Richtungen auf Unendlichkeit eingestellt ist, aufgefangen, in unserer Familie sinngemäß beheimatet und so das Verständnis für sein inneres und äußeres Leben vorbereitet haben. Unsere juristische Vermählung mit dem Rest seiner Gesellschaft ist der Ausdruck dieser geistigen Verwandtschaft und Einheit.“²⁵

Unter die Pallotti-Forscher ist aber Pater Kentenich nicht gegangen. Er betonte sogar ausdrücklich, daß er mit Ausnahme der Vorbereitung des

Oktoberbriefes 1949 sich nie Pallotti-Studien hingegeben habe, um die Originalität des eigenen Werkes zu schützen und damit die tiefere Einheit der beiden Gründungen sich als Ergebnis der göttlichen Führung herzustellen. Er hat sich schon früh

„... bewußt gesagt: Du studierst um keinen Preis jetzt [von] Pallotti mehr als du weißt. Wissen Sie, aus welchem Grund? Das ist immer Ehrfurcht vor der Führung Gottes. Ich wollte mich vom lieben Gott nach den gewöhnlichen Gesetzen führen lassen, um noch einmal neu den Beweis zu bekommen, daß Gott das wollte. Deswegen ist das [die Übereinstimmung, die sich später herstellte] für mich immer auch ein neuer Beweis gewesen.“²⁶

6. AUF DEM WEGE ZUR VERWIRKLICHUNG DER SENDUNG

Für Pater Kentenich ist, wie oben bereits ausgeführt worden ist, die Idee des „Weltapostolatsverbandes“ die eigentliche Sendung Pallottis. Diese Zielsetzung hat Pater Kentenich seit 1916 konsequent angestrebt, wenn auch langsam und ohne das an die große Glocke zu hängen. Zunächst war es auch ihm nicht klar, wie das im einzelnen geschehen sollte:

„Welche Gestalt und Umriss einmal das Werk im einzelnen annehmen sollte, lag für mich in tiefes Dunkel eingehüllt. Das alles lag vor mir wie eine undurchdringliche terra incognita. Wie in all meinen Planungen war und blieb ich auch hier in vollendeter Weise auf das Gesetz der geöffneten Türe und schöpferischen Resultante angewiesen. So tappte ich denn vorläufig nach allen Richtungen hin im Dunkeln.“²⁷

In einigen Punkten sollte sich aber das Konzept bald verdeutlichen. Dazu gehört einmal eine organisatorische Entscheidung und Änderung. Pater Kentenich hatte die Idee Pallottis zunächst in der Form des „Prokurensystems“ kennengelernt: daß die Sammlung und Koordination der apostolischen Kräfte über Sachgebiete des Apostolates (Missionen, Jugend, Caritas...) geschehen sollte. Für eine weltweite Apostolatsorganisation in unserem Jahrhundert fand Pater Kentenich diesen Ansatz eng und zu wenig flexibel.

„Die Art und Weise, wie man apostolisch organisieren kann, ist eine zweifache: entweder nach der Art der apostolischen Arbeit oder nach dem Grad derselben. Pallotti organisierte nach der *Art* der apostolischen Arbeit und wir organisieren nach dem *Grad* derselben. Darauf ist die ganze Bewegung aufgebaut.“²⁸

In diesem Zitat wird auch deutlich, daß Pater Kentenich nicht nur für den grünen Tisch plante, sondern dies gleich in der Schönstattbewegung umsetzte. Seine Bewegung ist der Struktur nach als apostolischer Weltverband gedacht, als ein Grundstock desselben, an den sich später, in einer

zweiten Phase, vieles anlagern kann. Wie die Bewegung im einzelnen geworden ist – die föderative Struktur, der Stufenaufbau von Mitarbeitern und Mitgliedern der Liga, Bünde, Struktur und Aufgaben der Verbände – ist von Pater Kentenich immer auch von der Frage her bestimmt worden: taugt das strukturell für einen apostolischen Weltverband? Mit der Bewegung sollten Modell und Kern geschaffen werden, und solange als möglich hat Pater Kentenich auch den Platz der „pars motrix et centralis“ für die Pallottiner freigehalten.

Es kam also ein zweistufiges Konzept zustande: einmal der Aufbau einer apostolischen Bewegung und eines Werkes, das verschiedenste Kreise und Gemeinschaften föderativ vereinigt und ein Modell für apostolische Zusammenarbeit in der Kirche darstellt, und dann in der zweiten Stufe der Versuch, auch andere, schon bestehende Körperschaften zu einer solchen Zusammenarbeit zu gewinnen, ohne sie deswegen zu Pallottinern oder Schönstättern zu machen – jeder sollte seine Eigenständigkeit voll bewahren.

M.a.W., die Methode Pater Kentenichs, langsam den Winken Gottes in der Geschichte nachzutasten,

„... drängte zunächst nicht zum Zusammenschluß bestehender apostolischer Vereinigungen zu einer geschlossenen Phalanx (der Grund dafür ist ohne weiteres einsichtig), sondern zu vielfältigen originellen Neugründungen und zu ihrer Zusammenführung zu einem in sich geschlossenen Block, der sich mit der Zeit mehr und mehr als rechtmäßiger Flügel des geplanten Weltverbandes erlebte, der sich aber auch bemühte, mit der Zeit sich einen zweiten Flügel anzueignen...“²⁹

Der „einsichtige Grund“, warum das Ziel des Weltapostolatsverbandes nicht direkt und mit großer Propaganda angestrebt wurde, liegt wohl vornehmlich in der Größe und Schwierigkeit dieses Planes. Wohl ist unsere Zeit mehr auf internationale, weltweite Organisationen angewiesen als im letzten Jahrhundert, und es finden sich auch mehr Leute, die sich für so etwas einsetzen – aber wenn jemand die Idee eines Zusammenschlusses aller apostolischen Kräfte der Kirche in einer Art innerkirchlichen UNO oder UNESCO für verrückt findet, kann man das niemandem verargen. Pater Kentenich sprach gerne von der „Mammutidee“ oder dem „Mammutwerk“ und hat die Aufgabe, so etwas zunächst in einem eigenen Werk zu beginnen, dann die Pallottiner (wieder) dafür zu gewinnen und später andere Kreise dafür zu interessieren, als wirklich sehr schwierig angesehen. Daher hat er auch immer die Meinung vertreten, ein solches Werk sei ohne besondere Gnadenhilfe nicht zu verwirklichen. Neben der Entscheidung, den Weltverband organisatorisch anders anzugehen als der hl. Vinzenz Pallotti,

hat er daher an der These festgehalten, daß dieser Verband nur durch die Gnadenkräfte des Heiligtums in Schönstatt zu realisieren sei.

Darum formuliert er, wie wir bereits gesehen haben:

„2. [Es] gilt als zweites ‚Dogma‘ derselben Art, daß Pallottis Leitbild seines Werkes nicht verwirklicht werden kann, wenn die Gesellschaft die eigengesetzliche Lebensquelle Schönstatts nicht genau so übernimmt, wie Gott sie ihr anbietet: als gleichwertige Lebensquelle neben Pallotti.“⁶⁰

Die Erfahrung von der Fruchtbarkeit des Wirkens der Mutter Gottes in Schönstatt ist für Pater Kentenich die Grundlage, auf der er die Sendung Pallottis wieder aufzugreifen und zu verwirklichen sucht.

Weil hinter der organisatorischen Konzeption Schönstatts der Gedanke des Weltverbandes des hl. Vinzenz Pallotti stand, konnte es Pater Kentenich in den fünfziger Jahren auch nicht einfach hinnehmen, daß die römischen Kongregationen hier Änderungen vornehmen wollten, die er als Tod der Sache ansah (besonders das Verlassen des streng föderativen Prinzips). Es wird verständlich, warum sich die Auseinandersetzungen um die Schönstattbewegung bald zur „Leitbildfrage“ wandelten, zur Frage, was Pallotti eigentlich wollte.

Die faszinierend große Idee des apostolischen Weltverbandes wirft natürlich noch viele Fragen auf, die im Moment noch niemand beantworten kann – auch uns bleibt in vielem nur vorsehungsgläubiges Tasten. Zu verschiedenen Einzelfragen hat sich Pater Kentenich noch geäußert – die nähere Behandlung dieser Gesichtspunkte würde aber den Rahmen dieser Ausführungen sprengen.

7. AUSBLICK

Wir haben versucht, uns einen Überblick zu verschaffen über die Sicht, die Pater Kentenich vom hl. Vinzenz Pallotti und seiner Sendung hatte. Vieles könnte und müßte noch detaillierter dargestellt werden. Aber bereits die Züge, die hier zur Sprache kamen, zeigen, wie unzertrennlich nach Pater Kentenich Schönstatt und Pallotti sind. Die Tatsache, daß der Weg zur Realisierung dessen, was hier als zentrale Sendung des hl. Vinzenz Pallotti aufschien, so lang ist, stellt uns immer wieder vor die Aufgabe, uns diese Ziele vor Augen zu stellen und uns dafür einzusetzen. Für Pater Kentenich war es aber klar, daß das Studium dieser Dinge allein nicht genügt. Leicht wird eine Idee blaß, und umfangreiche Papiere über Pläne und Organisa-

tionen landen leicht im Büchergestell. Daher ist es sehr einsichtig, daß Pater Kentenich anlässlich der Heiligsprechung Pallottis sagte:

„Aber seine Sendung fruchtbar, wirksam übernehmen zur Konstituierung eines derartigen Mammutwerkes, das setzt an sich moralisch voraus, daß wir mit der ganzen Glut unseres Herzens auch an ihm [V. Pallotti] hängen.“³¹

Daher hat auch Pater Kentenich innerhalb des Schönstattwerkes zunächst nicht eine Theorie über den Weltapostolatsverband aufgestellt. Als er im Umkreis der Seligsprechung Pallottis 1950 etwas beitragen wollte, um die Bewegung für Pallotti zu gewinnen, schrieb er den „Oktoberbrief 1949“, in dem der Weltapostolatsverband nicht mit einer Silbe vorkommt, in dem aber die geistige Gestalt Pallottis aufleuchtet. Und in dem Fazit, das er für die Schönstattfamilie aus der Bewährungsprobe von Verfolgung, Gefängnis und Konzentrationslager in den Jahren 1939-1945 zieht, steht die Forderung nach dem „Liebesbündnis zwischen der Familie und Vinzenz Pallotti“ (OW 1950, S. 371).

Anmerkungen

- | | | | |
|----|--|----|---|
| 19 | Allgemeine Prinzipienlehre 1928, S. 19 | 20 | Studie 1956, S. 675 |
| 21 | Brasilienterziat 1952, Bd. I, S. 29 | 22 | Brasilienterziat 1952, Bd. II, S. 81f., 171 |
| 23 | Oktoberbrief 1949, S. 103 | 24 | a.a.O., S. 112 |
| 25 | Brief zum 20. Mai 1948, S. 54 | 26 | Vorträge 1963, III, S. 185f. |
| 27 | Chroniknotizen 1957, S. 397f. | 28 | Allgemeine Prinzipienlehre, S. 10 |
| 29 | Gedanken zum Weltverband 1962, S. 4 | 30 | Studie 1956, S. 17 |
| 31 | Vorträge 1963, III, S. 192 | | |

Pater Joseph Kentenich

Konzentration aller katholischen Kräfte*

Die Gesamtlage der Kirche ist einer *apostolischen Weltapostolatsorganisation im Sinne Pallottis* heute günstiger als ehemals. Die Geister scheiden sich ja allenthalben mehr und mehr. Viele Grenzen zwischen Ländern, Völkern und Nationen fallen über Nacht zusammen. Zusammenballung der Menschen und Unternehmungen auf der einen Seite verlangen Konzentration und Lenkung der Kräfte auf der anderen Seite. Darum wird der Papst nicht müde, nach Sammlung, Beseelung und Lenkung aller apostolischen Kräfte - unbeschadet ihrer Eigenart - zu rufen. Damit tritt der Plan wiederum in den Vordergrund, den Pallotti vor hundert Jahren entworfen hat, aber nicht durchführen konnte. Auch der Papst ist bislang einsamer Rufer in der Wüste geblieben. Wohl versucht P. Lombardi sich auf seine Seite zu stellen und seine Ideen zu verwirklichen. Ob aber das hoffnungsfroh angefangene Werk ihm wirklich glückt? Das hängt davon ab, ob er eine ausgesprochen göttliche Sendung hat. Andere gewichtige Stimmen vereinigen sich mit dem Rufe des Papstes. Auf den diesjährigen Salzburger Hochschulwochen brach Friedrich Heer eine Lanze für eine Weltkommunikation der Christen und für die Vitalisierung, Aktualisierung und Spiritualisierung der christlichen Institutionen. Geht diese Forderung nicht nach derselben Richtung wie Pallottis Planung? Ähnlich will die Forderung verstanden werden, die M. Klompé auf dem Katholikentag in Köln erhoben hat. Mehrfach traf ihr Vortrag Probleme, die uns seit Jahr und Tag dringend beschäftigen. Wir pflegen sie unter dem Stichwort Laienlage, Laienszese und Laienrecht zu registrieren.

Zur *Lage der Laien in der Kirche* verwies die großangelegte Rede auf die Säkularisierung des öffentlichen Lebens und auf deren Sinndeutung für Stellung und Sendung der Laien. Wir lesen: „Die Säkularisierung des öffentlichen Lebens hat auch einen Gewinn gebracht. Man muß diese Tatsache eigentlich unter einem doppelten Aspekt betrachten. Verlust liegt darin, daß die Kirche in der Welt aus Bereichen verdrängt wurde, in denen sie ein Recht hat zu wirken. Verlust liegt auch darin, daß das öffentliche Leben entchristlicht wurde. Als Gewinn ist jedoch anzusehen, daß die pro-

* Aus dem Brief an P. General Möhler von 1956. - Die sehr umfangreiche Briefstudie ist ein Beispiel, wie Pater Kentenich zeit seines Lebens alle Ereignisse und Strömungen wach aufnahm und sie zu den Anliegen Schönstatts in Beziehung brachte (vgl. den Artikel von P. Vautier in diesem Heft, S. 109)

fane Welt aus der Bevormundung entlassen und die Eigenständigkeit der Welt entdeckt wurde. Dadurch kam die Rolle des Laien besser zur Geltung. Die Blüte des Laienapostolates, die von den Päpsten unserer Zeit so dringend gewünscht wurde, ermöglicht der mystischen Gemeinschaft, die die Kirche darstellt, eine größere Entfaltung und eine größere Fülle in der Zeit. Das Verständnis für das Wesen der Kirche und die Stellung der Laien wurde vertieft und bereichert. Ist dies nicht ein Gewinn? Unter dem Druck der gejagten Zeit, die der autonome Mensch am Beginn des Atomzeitalters erlebt, fragen viele wieder nach dem Sinn des Lebens. Im Gegensatz zur Selbstgenügsamkeit des vorigen Jahrhunderts stellen wir heute wieder bei vielen einen religiösen Hunger fest. Wie sehr er auch durch das Zeitliche in Anspruch genommen wird, das Verlangen nach Unendlichkeit kann im Menschen nicht getötet werden, der Schöpfer hat dieses Verlangen in ihn gelegt. Ist das neue Verlangen nach religiösen Idealen kein Gewinn?“

Zum *Laienrecht* erklärte der Vortrag:

„Der Gedanke der Universalität der Kirche muß bei der Bildung der Gläubigen einen großen Raum erhalten, und die Ehrfurcht im christlichen Sinn für andere Völker und Kulturen muß betont werden. In den gewöhnlichen Predigten und nicht nur in den Missionspredigten mehr Weltweite und mehr Verständnis für die praktische Aufgabe des Laien in der Welt. So kann die Angst vor der Materie und vor den ‚Gefahren der Welt‘ einer positiven Haltung weichen, in der die Gnade des Heiligen Geistes wieder ihre rechtmäßige Rolle erhält. Damit im Zusammenhang steht auch ein übrigens schon oft ausgesprochener Wunsch nach größerer Aktivierung der Laien, damit die Laien in ihren eigenen Aufgabenbereichen auf den gefährlichen Stellen eingesetzt werden können: bei der Einigung Europas, bei den vielen internationalen Organisationen, im Leben der Organisationen... Im Anschluß daran will ich eine Klage zum Ausdruck bringen, die zugleich einen Wunsch enthält und die ich am besten mit einem Zitat aus Karl Rahners ‚Schriften zur Theologie‘ erläutere: ‚Im heutigen Kirchenrecht ist der Umfang der auch dem Laien als Laien bleibenden, grundsätzlich nach göttlichem Kirchenrecht möglichen und moralisch zumutbaren und durch menschliches Kirchenrecht faktisch übertragbaren Aufgaben, Rechte und Pflichten nur in ganz geringem Maße festgelegt. Ich wage der Meinung zu sein, daß - solange dies so bleibt - wir nie eine Katholische Aktion der Laien haben werden, wie wir sie uns wünschen. Wirkliche Verantwortung und Pflicht wird nur dort aufgenommen und getragen werden, wo ein gewisses Feld rechtens zugesprochener Freiheit in der selbständigen Erfüllung dieser Pflichten und Aufgaben grundsätzlich (wenn auch nur *jure romano*) gegeben ist. Solange der Laie in der Katholischen Aktion in jedem Einzelfall nur der Exekutor eines fremden, wenn auch priesterlichen oder

bischöflichen Willens ist, ohne jede Eigenständigkeit, die, wenn auch immer und nur als von der Hierarchie zugestanden, doch auch von der Hierarchie im Einzelfall respektiert wird, solange es mit anderen Worten kein genauer geregeltes Laienrecht in der Katholischen Aktion gibt, das den Laien auch gegenüber der Hierarchie schützt, solange werden wir vergebens auf eine Katholische Aktion als unmittelbare Zusammenarbeit mit dem Klerus und der Hierarchie warten.“

Zur *Laienaszese* wurde hervorgehoben:

„Das Bewußtsein, daß wir die Wahrheit besitzen und daß Gott immer mit der Kirche ist, die Jahrhunderte vor und hinter sich hat, m.a.W., das Gefühl, geistliche Garantien zu haben, hat uns oft satt und behäbig gemacht. Ist es dann ein Wunder, daß der Streit zwischen dem Statischen und dem Dynamischen in der Kirche so unfruchtbar ist? Ist nicht auch unsere Haltung zu passiv, warten wir für Neuerungen in der zeitlichen Ordnung nicht zu sehr auf die Richtlinien in der Kirche, und vergessen wir dabei nicht, daß wir selbst verantwortlich sind, damit diese zustande kommen? Auch der Laie hat hier seine eigene Verantwortung... Wie steht es mit dem richtigen Verhältnis zwischen dem Bleibenden, Statischen und dem Dynamischen in unserer Kirche? Reagiert die Kirche als Ganzes nicht oft zu statisch und wahrlich nicht nur in dem, was ihre Verwaltungssphäre betrifft? Die Kirche hat die Aufgabe, eine Botschaft zu bringen; deren Kern wird immer wieder in konkrete Formen gekleidet, die aber Ballast werden können... Wo liegt die Grenze zwischen Ballast und Kern? Versteht es die Kirche immer, ihrer Botschaft auch die richtige Gestalt zu geben?..“

Besonders wertvoll sind jedoch in unserem Zusammenhang die Gedanken des Vortrags über *Konzentration der katholischen Kräfte*. Wir lesen:

„Ist es nicht möglich, daß man innerhalb der Kirche zu einer größeren Konzentration über die Grenzen hinweg aller jener Kräfte gelangt, die uns durch ihre Studien und Informationen helfen, in der Seelsorge jene Elemente in den Vordergrund treten zu lassen, die der heutige Mensch nötig hat? Ich denke dabei an Theologen, Soziologen, Ethnologen, Volkswirtschaftler, Politiker, Priester und Laien...“

Vielleicht werden Sie mir den Vorwurf machen, daß ich zu den Reformern gehöre, die als Kinder ihrer Zeit in ihrem Tätigkeitsdrang zu schnell vorwärtsschreiten wollen und zu organisatorisch denken. Was das erstere betrifft, leben alle Wünsche, die ich ausgesprochen habe, bereits in der Kirche. Jeder, der versucht, über die Veröffentlichungen und Ergebnisse von Studienkongressen im In- und Ausland laufend unterrichtet zu werden, weiß, daß es in der Kirche bei Priestern und Laien gärt. Ein Gärungsprozeß, der heilend wirken kann und der neue Formen für eine neue Zeit suchen und finden läßt. Aber dies gelingt erst, wenn jeder von uns mit-

denkt und der Heilige Geist uns als sein unvollkommenes Werkzeug verwendet, damit wir über die vielen Experimente zu einem neuen Aufschwung gelangen.

Was das zweite betrifft, so entsprangen meine Wünsche nicht einer übertriebenen Sehnsucht nach neuen Instituten, sondern dem Bedürfnis, nach Mitteln zu suchen, die den Menschen besser befähigen, in dieser Welt Zeuge zu sein. Ich bin mir tief bewußt, daß alle diese Mittel dem Wesen nach nebensächlich sind und daß alle prächtigen Organisationsformen nichts ausrichten, wenn wir nicht in unserem täglichen Leben, jeder an seiner Stelle, in den gewöhnlichen mühsamen Dingen des Alltags wirklich Christen und Zeugen sind. Dies ist der allererste Auftrag und daher der beste Weg, um eine Synthese von Kirche und Welt zu finden in den neuen Verhältnissen, in denen wir leben.“

Eine letzte Stimme. Der vertriebene Erzbischof von Nanking sandte an die antikommunistische Weltkonferenz, die kürzlich in Frankfurt stattfand, ein Grußwort mit der Devise: „Zusammenarbeit verleiht Riesenkraft!“

Damit ist *Pallottis Kernanliegen* wiedergegeben, das er durch seine Gesellschaft zu lösen sich berufen glaubte. Sie sollte die *Konzentration aller apostolischen Kräfte in der Gesamtkirche* in gebührender Abhängigkeit von Hierarchie und Papst hauptamtlich dauernd in die Hand nehmen. Es ging ihm also nicht bloß um ein Apostolat auf allen Gebieten – das findet sich auch sonstwo bei vielen religiösen Gemeinschaften –, sondern, wie wir schon so oft sagen durften, um eine *universelle Weltapostolatsorganisation*. Ich weiß wohl, kann auch verstehen, daß viele aus unseren Reihen, die nicht ganz übernatürlich eingestellt sind, solche Zielsetzung wenigstens für unsere Genossenschaft von vornherein schlechthin, doppelt und dreifach nach offizieller Proklamation der Katholischen Aktion für eine Utopie, wenn nicht gar als Ausgeburt eines kranken Hirns und Herzens betrachten und ablehnen. Ich glaube aber nicht, daß sie Pallotti auf ihrer Seite wissen dürfen. Oder ob man der Meinung ist, Pallotti sei sich nicht auch der Ungeheuerlichkeit seiner Idee bewußt gewesen? Daß die Zeit für ihre Verwirklichung damals nicht reif war, konnte ihm nicht entgehen. Dafür hatte er zu reichlich Gelegenheit, tief in die Verhältnisse der Kirche in damaliger Zeit hineinzuschauen. Das war also nichts Besonderes. Viel stärker mußte für ihn die unleugbare Tatsache ins Gewicht fallen, daß es große Orden und Genossenschaften in der Kirche Gottes auf Erden gab, die sich Jahrhunderte lang bewährt hatten und die an Geist und Kraft, an Zahl und Brauchbarkeit der Mitglieder sowie an Ansehen vor der kirchlichen Öffentlichkeit seine mindeste Gesellschaft weit, weit hinter sich zurückließen. Seine Gesellschaft war wirklich die mindeste zu seinen Lebzeiten. Bei

seinem Tode zählte sie nur eine Handvoll Mitglieder, und wie viele von den wenigen waren von der Idee des Institutes innerlich ergriffen und bereit, schwerste Opfer dafür zu bringen? Und wo waren endlich die charismatischen Persönlichkeiten für Verwirklichung eines solch unerhört großen Planes, den bisher wohl noch niemand in der Kirchengeschichte zu entwerfen und durchzuführen gewagt hatte! Und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, darf nicht übersehen werden, daß die Gesellschaft beim Ableben des Stifters weder organisatorisch noch lebensmäßig vollendet dastand. Von hier aus ist ihre sonderbare und verwunderliche Entwicklung in den folgenden Jahrzehnten leicht verständlich. Pallotti scheint das alles geahnt, wenn nicht gar vorausgesehen zu haben. Und trotzdem hielt er gläubig an der göttlichen Sendung dieser Gesellschaft, die er die mindeste nannte, für diese ungeheuerliche Aufgabe fest. Vor seinem Tode suchte er der kleinen Schar seiner unmittelbaren Gefolgschaft - es war nur eine Handvoll - diesen unerschütterlichen, übernatürlich verankerten Sendungsglauben unaustilgbar einzupflanzen. Das ist der Sinn des siegesgewissen Wortes, das erst auf diesem Hintergrunde seine ganze Fülle entschleiert: *Erit societas haec benedicta a Deo - et hoc dico non tantum cum fiducia, sed cum certitudine* (Diese Gemeinschaft wird von Gott gesegnet sein - und das sage ich nicht nur mit Vertrauen, sondern mit Sicherheit). Dahinter steht offenbar die unerschütterlich zuversichtliche Hoffnung, daß andere nach ihm zu vollenden berufen seien, was er offensichtlich als Stückwerk zurücklassen mußte. In der Schönstattfamilie lebt seit 1916 die wohlbegründete gläubige Überzeugung, daß sie aus unbegreiflicher göttlicher Weisheit und Güte zur Vollendung dieses Stückwerkes am Anfang des Atomzeitalters berufen und ausgestattet ist.

Herbert Schneider OFM

Berufen zur Mitliebe

Nach dem Seligen Johannes Duns Skotus

Zu den charakteristischsten Merkmalen der Denk- und Arbeitsweise Pater Kentenichs gehörte es, daß er gern und oft kürzere oder längere Zitate von Großen der Geistes- und Kirchengeschichte in seine Vorträge und Schriften einflocht. Dabei ist es nicht immer leicht zu unterscheiden, wo sie einen Einfluß auf das Werden seiner geistig-geistlichen Welt ausgeübt haben und wo er in ihnen Bundesgenossen und Geistesverwandte gesehen hat.

Auffällig ist, daß er eine ganze Reihe von Autoren immer wieder in bestimmten Zusammenhängen zitierte, so daß man unschwer erkennen kann: das waren für ihn Kronzeugen für wichtige Anliegen seiner Geisteswelt. So beruft er sich zum Beispiel immer wieder auf den heiligen Franz von Sales und sein „Weltgrundgesetz der Liebe“, das auch für Pater Kentenich Kernstück seiner Spiritualität ist. In diesem Zusammenhang zitierte er gern ein Wort von Duns Skotus, das ihm als Charakterisierung des dadurch gekennzeichneten Gottes- und Menschenbildes offenbar besonders treffend und artverwandt erschien: „Deus quaerit condiligentes se“ – Gott sucht Mitliebende.

Wir haben einen Kenner der skotistischen Theologie gebeten, uns das wenig bekannte Gesamtbild der Auffassungen des großen Franziskanertheologen darzustellen, so daß Aussage und Stellenwert des von Pater Kentenich so oft zitierten Wortes deutlicher werden (GMB).

Am 20. März 1993 hat Papst Johannes Paul II. dem Franziskanertheologen Johannes Duns Skotus (geb. 1265 in Duns/Schottland und gest. 1308 in Köln) die liturgische Anerkennung als Seliger in einer Feierlichen Vesper im Petersdom zu Rom erwiesen. Skotus wurde seit seinem Tode als Seliger bzw. Heiliger verehrt. Sein bedeutendes theologisches Beten und Denken findet bis in unsere Zeit regen Zuspruch, und es gibt Perspektiven frei für die Zukunft. Wir wenden uns einem einzigen Grundgedanken zu, dem der Mitliebe.

Für Johannes Duns Skotus ist die Mit-Liebe mit Gott, zu der der Mensch berufen ist, die irdische Gestalt der Selbst-Liebe Gottes. Im Bemühen, von Gott das Höchste zu denken, kommt Skotus zu folgendem Ergebnis: Gottes Wille ist wesenhaft frei. Diese Freiheit ist ihrem inneren Kern nach Liebe. Diese Liebe ist ein Akt des freien Willens Gottes.

Gott wendet sich mit seinem Willen frei zu sich selbst als dem höchsten Wert und Gut. Gott liebt nicht, um sich etwa selbst zu erhalten, sondern um seines eigenen Gutseins willen. Seine Liebe ist einfach die Gestalt seiner selbst, ist das im Vollzug, was er dem Wesen nach ist.

Es gibt eine Ordnung der Liebe, die Skotus immer tiefer zu erfassen sucht und als Mitliebe auf der Ebene des Menschen versteht. Hören wir ihn selbst:

„Ich behaupte also:

An erster Stelle liebt Gott sich selbst.

An zweiter Stelle liebt Gott sich im anderen,
und diese Liebe ist ungetrübt rein.

An dritter Stelle will Gott geliebt sein
von irgend jemandem,
der ihn im höchsten Maße zu lieben vermag,
und hier spreche ich von der Liebe zu sich von außen her.

An vierter Stelle sieht Gott
die Vereinigung zwischen sich und diesem Wesen voraus,
das ihm höchste Liebe zollt,
selbst wenn unter den geschaffenen Wesen keines wäre,
das diese Liebe verraten hätte.

An fünfter Stelle sieht deshalb Gott
erst den Mittler kommen als einen,
der leidet und sein Volk erlöst.“

(Schriften des Skotus: Reportata Parisiensis III, d. 7, a. 4)

1. GOTT LIEBT SICH SELBST

1.1 Gott liebt sich selbst in absoluter Selbstbejahung und Vollendung. Er liebt sich einfach, weil sein Wesen Liebe ist. In ihm gibt es keinen Zweck, um dessentwillen er liebt, etwa weil es für ihn gut, nützlich oder bereichernd wäre. Gott braucht keinen Gewinn aus seiner Liebe. Er ist schon vollendet. Seine Liebe ist eben Vollzug seines eigenen vollendeten Wesens.

Daher kann diese Liebe Gottes nicht anders sein als zurückbezogen auf Gott selbst. Diese Liebe ist aber nicht lediglich ein Vorgang, sondern erfüllt von Freude. Daher spricht Skotus Gott in einem Gebet u. a. an:

„Du bist freudvollste Liebe!“

(De Primo Principio, c. 4, n. 91)

1.2 Skotus möchte das Höchste von Gott denken, und zwar aus dem Glauben heraus. Seine Abhandlung über das Erste Prinzip (De Primo Principio) beginnt mit dem Glauben:

„Das erste Prinzip der Dinge gewähre mir,
das zu glauben, zu verstehen und vorzutragen,
was seiner Majestät gefällt
und unseren Geist zu seiner Beschauung erhebt.“

Hier zeigt sich die Verbindung von Glauben und Denken. Skotus wird Gottes ansichtig, der sich in Liebe absolut selbst besitzt, allem Zwanghaften und Notwendigen enthoben. Er ist in Liebe in sich selber da, nicht der Ordnung der Dinge unterworfen, vielmehr der Liebes-Grund dieser Ordnung. Die Ordnung der Welt folgt der Ordnung der Liebe, und diese beginnt mit der grenzenlosen Liebe Gottes zu sich selbst, die einzig jede Art der Mitliebe begründet, wie sich zeigen wird. In seinem Denken folgt Skotus dieser Ordnung der Liebe, wie sie im eingangs zitierten Text vorgestellt wird.

Es gibt weder eine ununterbrochene Kette der Dinge und Ereignisse noch ein chaotisches Hin und Her, vielmehr besteht ein Grund der Dinge und eine Zuordnung der Dinge zu diesem Grund. Anerkennt der Mensch das, dann kommt er selbst in Ordnung. Anerkennt er es nicht, verkommt er und verfällt fremden Göttern, die ihn in ihren Abgrund reißen. Ohne Gott kann der Mensch nicht lieben, und zwar geordnet lieben.

2. GOTT LIEBT SICH IM ANDEREN

2.1 In der Schöpfung ist Gott in seiner Liebe gegenwärtig. Gott, der sich im anderen liebt, tut es, weil er sich selber liebt. Weil er wesentlich in sich selbst freier Akt der Liebe ist, kann er mit freiem Willen sich auch im anderen lieben. Die eigene Freiheit Gottes wird von ihm, Gott, liebend im anderen gehalten.

Das ist dann auch die höchste Seinsqualität des anderen. Das andere, die Schöpfung, ist nicht ein Abfallprodukt von Gott oder ein Zufallsereignis, auch nicht eine Entfremdungsgestalt von Gott, sondern umfassen von der Freiheit, mit der Gott sich in Liebe selbst bejaht. Im anderen umfängt Gott zugleich sich selbst und damit als Liebe seiner selbst.

2.2 An anderer Stelle sagt Skotus kurz:

„Gott will lieben,
und will geliebt werden –
und er will andere Mitliebende seiner selbst.“
(Opus Parisiense I, 3, d. 7, q. 4, n. 4)

Wenn Gott selber Mitliebende will und dies die Art des Menschen ist, dann kann auch nur der Mensch selbst Mitliebender mit Gott sein, wenn er mit

anderen Menschen zusammenlebt und sie liebt. Dann gilt es, die Kraft der Mitliebe im Mitmenschen zu erspüren und zu stärken.

Der Mensch darf sich in der Liebe Gottes wiedererkennen, wenn er liebt, und dies nicht nur in sich selbst, sondern in jedem Mitmenschen diese Liebe wiederlieben.

Daher kann Skotus den Menschen nicht definitiv schlecht denken, mag seine Liebe noch so entstellt sein. Der Mensch ist für den Menschen der Helfer, die Liebe stark zu machen, die schon von Gott her in ihm ist. Die Menschen dürfen einander die Würde schenken, sich als Mitliebende Gottes zu verstehen und zu entfalten.

Der Wert des Menschen bemißt sich zuerst nicht nach seinen Werken, sondern nach seiner Würde als Mitliebender, und diesen Wert hat jeder Mensch. In einer pluralistischen und konkurrenzorientierten Gesellschaft kann der Mensch schnell sich als Schnittpunkt verschiedener Interessen verstehen, die seine Würde auch beschädigen können; als Mitliebender jedoch hat er seine Mitte und findet er stets in seine Mitte zurück. Es geht also darum, diese Mitte als Kraft der Mitliebe zu stärken und zu fördern.

3. GOTT IM HÖCHSTEN MASSE GELIEBT

3.1 Nur in einer Person ist höchste Liebe außerhalb Gottes möglich. Weil Freiheit heißt, lieben können, kann Gott aus Eigenem aus sich heraustreten und auf eine Person zugehen, in der er seine eigene Liebe hat. Der Wert der Person besteht darin, eine Antwort der Liebe zu geben, d.h. Antwort-Gestalt der in ihr lebendigen Gottesliebe zu sein. Die Liebe, mit der Gott geliebt wird, ist eine Liebe, in der Gott sich im anderen liebt. Indem Gott sich im anderen liebt, will er den Wert der Person, der in der Liebe besteht, in diesem göttlichen Ansich.

Dies schafft von vornherein eine innere Einheit zwischen Gott und den Personen, von denen er geliebt wird, weil diese Personen mit dem Vermögen seiner Liebe - Gnade! - seine Liebe wiederlieben. Es ist dies die Wirklichkeit reiner und uneigennütziger Liebe. Der Mensch, der Gott wirklich liebt, will, daß Gott sei, wie er ist und nicht, wie er ihn haben möchte.

3.2 Die Verantwortung der Person für ihre eigene Freiheit geschieht in der Liebe zu sich selbst und in der Bejahung und Förderung dieser von Gott herkömftigen Liebe im anderen. Nicht weil sie dazu verpflichtet oder gar gezwungen wäre, will die Person dies tun, sondern weil es dem Wesen ihrer Liebe entspricht.

Gerade hier kommt das Wort Jesu zur Geltung: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Die Selbstliebe ist die Grundlage der Nächstenliebe, in der ich

wünsche und helfe, daß der andere selbst lieben und sich als Person ausgestalten kann, und dies eben gerade als Antwort auf die Liebe Gottes. Der Mensch ist nicht einfach in die Schöpfung hineingestellt, und dann steht er Gott gegenüber. Er ist von vornherein kein Wesen in sich, sondern für einen höheren Ausdruck bestimmt, den der Liebe. Mitunter hat der Mensch von heute zu wenig positive Vorstellung von sich. Entweder genügt und langweilt er sich, weil er schon alles hat, oder er sucht Zustandsänderungen ohne Ziel, aber er erhebt sich nicht zu seiner vollen Größe, die - wie Skotus zeigt - die Größe der Mitliebe ist.

4. VEREINIGUNG ZWISCHEN SICH UND DEM WESEN HÖCHSTER LIEBE

4.1 Freiheit als Liebe verstanden, die sich im reinsten Sinne selber hat, führt nach Skotus zu einer Person, die im höchsten Maße eben Person im Vollzug der Liebe mit Gott ist. Die freie Liebeszuwendung Gottes zu sich selbst führt auch zur freien Liebesantwort der anderen Person.

Die vollgültige Antwort der Liebe, die sich als Mitliebe mit Gott erweist, stellt der Gottmensch Jesus Christus dar. Es ist eine einzigartige personale Beziehung, die in dieser Mitliebe sich zeigt. Jesus Christus ist also nicht zuerst der Menschen wegen in seiner göttlich-irdischen Gestalt, sondern der Mensch ist auf den Gottmenschen hin erschaffen. Der Endplan Gottes mit der Welt hat als abschließende und vollendende Gestalt den Gottmenschen.

4.2 Die Welt ist ein „gelungener Entwurf“. Ist doch das Wesen der Welt Liebe, die von Gott kommt und im Gottmenschen Jesus Christus ihre Erfüllung findet. Weil ein einziger, der Gottmensch Jesus Christus, die Liebe Gottes vollkommen beantwortet hat, ist die Welt in ihm schon in ihre Erfüllung gekommen.

Skotus denkt final, vom Ziel her. Gott hat im Blick auf die Antwort des Gottmenschen die Welt erschaffen, so daß alle Menschen mit dem Gottmenschen zusammen Mitliebende werden. Nicht die Welt wurde geschaffen und dann kam der Gottmensch hinzu. Vielmehr war der Gottmensch das Ziel, auf den hin von Anfang an die Welt erschaffen wurde.

Im Gottmenschen hat die Menschheit schon ihre siegreiche Erfüllung gefunden. Das Werk der Schöpfung kann nicht mehr mißlingen. Gott hat bei der Schöpfung zuerst an den Gottmenschen gedacht, in welchem die Schöpfung in seiner, d.h. in Gottes Liebe ist. Der Gottmensch wird der

Welt nicht nachträglich gegeben, vielmehr ist die Welt dem Gottmenschen unter- und zugeordnet.

Die Welt trägt schon das Antlitz des Gottmenschen. Ihre endgültige Gestalt ist schon vorgezeichnet. Darum wissen wir, woraufhin wir in der Welt arbeiten und leben können. Nur in der Linie des Gottmenschen kann der Mensch sich in seiner ganzen Bewegung der Liebe verstehen.

Skotus traut Gott nicht das Minimum, sondern das Maximum zu. Das Minimum wäre gewesen, daß der Sohn angesichts der Sünde des Menschen Fleisch annahm. Duns Skotus denkt das Maximum: Der Sohn ist immer schon als Gottmensch gewollt, und der Mensch ist von Anfang an auf ihn ausgerichtet. Skotus erklärt sich selber:

„Wenn es um Christus geht,
dann will ich lieber dadurch fehlen,
daß ich ihm zuviel als zuwenig Lob zuschreibe...“
(Opus Oxoniense, 1, 3, d. 3, q. 1, n. 10)

5. VOLLE LIEBE DES MITTLERS

5.1 Der Mensch gibt infolge seines Versagens die Antwort der Liebe nur brüchig oder gar nicht. Gott ist dies aber nicht gleichgültig. Denn für ihn ist der Mensch nicht nur Geschöpf auf der naturalen Ebene, sondern ein zur Mitliebe berufenes, eben auf personaler Ebene gewolltes Wesen. Indem Gott den Menschen nicht nur als Geschöpf anerkennt, sondern als Person, die dazu imstande ist, ihn in Liebe zu bejahen und anzuerkennen, vollzieht der Gottmensch die volle Mitliebe inmitten der gefallenen Menschheit und für sie.

Ohne das Versagen des Menschen wäre dennoch der Gottmensch die volle Gestalt der Mitliebe. Nun aber, nachdem der Mensch gefallen ist, tritt er in die sündenverfallene Lage der Menschen, leidet in ihr und erlöst sie kraft seiner aufrechterhaltenen Mitliebe. An anderer Stelle macht Skotus mit einer schönen Aussage dies erneut deutlich:

„Christus hätte uns auch anders erlösen können.
Er hat uns aber so – durch das Kreuz – erlöst,
um uns zu seiner Liebe hin zu locken,
und weil er wollte, daß der Mensch für Gott
noch liebenswerter werde.“ (Op. Ox. III, d. 20, n. 10)

Infolge der Sünde geschieht die Antwort der Liebe über das Kreuz. Gott freut sich nicht über das Kreuz, aber über die Liebe des Gottmenschen am Kreuz.

5.2 Menschen, in denen sich Gott lieben will, wie Skotus hervorhebt, können also nicht beziehungslos oder gar einander herabwürdigend beieinander leben. Als Personen, in denen sich Gott lieben will und die darin ihre eigene Liebe erfüllen, sind sie berufen, in Achtung und Ehrfurcht voneinander zu leben und in wechselseitiger Verbindung das Band der Liebe zu knüpfen.

Im Versagen an dieser Liebe, die auch ein Versagen am Gottmenschen ist, beschädigt oder zerstört sogar der Mensch seine personale Antwortfähigkeit. Indem Christus in dieses Versagen eintritt und die vollkommene Liebe durchhält, greift er von innen dieses Versagen des Menschen auf und erlöst ihn zu einer neuen Fähigkeit zur Mitliebe.

Für den seligen Johannes Duns Skotus steht hier Maria. Sie ist als Immaculata die in besonderer Weise zusammen mit ihm, dem Gottmenschen, Mitliebende, und dies auf Grund der Vorerlösung durch ihn. In diesem Sinn ist die Unbefleckte Empfängnis gerade die besondere Gnade Marias zur Mitliebe mit ihrem Sohn Jesus Christus, dem Gottmenschen.

So wird in ihr der erlöste und erneuerte Mensch ansichtig, wie er in Einheit mit Jesus Christus, dem Gottmenschen, Mitliebender sein kann. Maria ist ihrer ganzen Existenz nach in diesen Vollzug der Liebe des Sohnes einbezogen und eingestiegen. In ihrem Ja gibt sie dieser Liebe vollen Raum.

Um der vollkommenen Liebe Jesu Christi willen ist Maria selbst vorerlöst. So kann sie als Ersterlöste voll einstimmen in diese Liebe als Mitliebe.

Die Menschheit, vom Verlust ihres Sinnes bedroht, erkennt mit Skotus ihre Grundrichtung wieder: sie gelangt in Jesus Christus, auf den sie angelegt ist, zur höchsten Antwort der Liebe als Mitliebe.

Der Mensch braucht Perspektiven, wenn er in Hoffnung sein Leben gestalten soll. Die Aktualität des seligen Johannes Duns Skotus rührt aus dem Gespür für die Möglichkeit her, mit ihm eine grundlegende christliche Perspektive für unsere Zeit zu gewinnen und danach zu leben.

SCHÖNSTATT SPIRITUELL

„REGNUM“ – ein missionarischer Auftrag

„Dein Reich komme!“. Jeden Tag bitten wir darum. Dieses Reich ist schon gekommen. Es ist bereits in der Person Jesu angebrochen. „Das Reich Gottes ist (schon) mitten unter euch“ (Lk 17, 21). In der Tat: in uns ist das Leben, das Jesus für alle Menschen und Völker in Fülle brachte. In seinen Worten und Werken, vor allem in seinem Kreuz und seiner Auferstehung ist die Herrschaft Gottes sichtbar geworden. Eine Herrschaft der Liebe über den Haß, der Zuversicht über die Angst, des Lichtes über die Finsternis, der Gnade über die Sünde. Das ist die frohe Nachricht des Reiches: Gott ist uns nahe. Er eröffnet einen neuen Lebensraum für alle, die an Jesus glauben. Niemand, kein Mensch und kein Volk, ist ausgeschlossen. Läßt sich vom unendlichen Gott etwas anderes als eine unendliche Liebe erwarten?

„Bleibt in meiner Liebe“ ist die Einladung Jesu an die Seinen (Jo 15, 9). Und „geht hinaus zu allen Völkern“ ist sein Auftrag (Mt 28, 19). Beides gehört zusammen: Intimität mit dem Herrn und Engagement für seine Sendung. Denn das Reich ist schon da, soll aber wachsen. Es ist einem Senfkorn gleich, das sich noch zu einem vollen Baum entwickeln muß (Mk 4, 30-32). Es wächst nicht von allein. Das Mittun des Menschen wird verlangt. Man muß „für das Reich Gottes arbeiten“ (Kol 4, 11). Das Reich ist eine Gabe an den Menschen, aber zugleich eine Aufgabe. Jesus ist der Gründer, braucht aber freiwillige Mitgründer. Dafür gründet er die Kirche und stellt sie ganz in den Dienst des Reiches, dessen Anfang und Werkzeug sie ist. In ihr ist jeder Getaufte unersetzlicher, einmaliger Träger einer gemeinsamen Sendung. Der Geist Gottes ist ihre treibende, schöpferische Kraft, auch inmitten menschlichen Versagens und der Schwachheit.

Der Aufbau des Reiches beginnt im Herzen des Menschen. Dort ist die erste und entscheidende Stelle, wo Gott herrschen will. Das Herz ist der Ort der Begegnung und Wandlung, dort hinein legt Gott das Samenkorn des Reiches. Wenn das Herz eines Menschen sich öffnet für die Liebe Christi, dann wächst das Reich. Denn die Liebe wird ihn drängen, das neue Leben weiterzugeben, Taten der Liebe im alltäglichen Leben zu setzen. Das Reich Gottes wird dort gebaut und bezeugt, wo der selbstlose Dienst am anderen, wo Solidarität und Freude, Versöhnung und Opferbereitschaft im alltäglichen Leben regieren und die zerstörenden Kräfte des Anti-Reiches, wie Egoismus, Zwiespalt, Traurigkeit, Mutlosigkeit oder Angst besiegen.

Aber das genügt nicht. Das Reich kann nicht in den engen Raum des persönlichen und familiären Lebens eingezäunt werden. Seine Kräfte: Liebe, Gerechtigkeit, Wahrheit, Frieden wollen wie ein Sauerteig wirken und alle Beziehungen des Menschen und die Räume der Gesellschaft durchsäuern. Denn „die Gegenwart und das Handeln des Geistes berühren nicht nur einzelne Menschen, sondern auch die Gesellschaft und die Geschichte, die Völker, die Kulturen, die Religionen. Der Geist steht ebenso am Ursprung edler Ideale und guter Initiativen der Menschheit auf deren Wege“ (Johannes Paul II., *Redemptoris missio*, 28). Das Reich des Vaters ist universell. In ihm gibt es breiten Raum für die Entfaltung sowohl des Einzelnen als jeweils einmalige Existenz wie auch für die Vielfalt der Kulturen der Völker. Der konkrete Einsatz für die Herrschaft der Liebe unter den Menschen ist Beitrag für das Reich.

Schönstatt weiß sich berufen, am Reich mitzubauen. „Im Schatten des Heiligtums...“ ist Verheißung und zugleich Auftrag. „Mit Maria hoffnungsfreudig und siegesgewiß in die neueste Zeit“, war die letzte Botschaft des Gründers. Das Reich ist immer am Kommen. Seine Vollendung ist noch nicht da. Sie liegt in der Zukunft, wenn am Ende der Zeit der Herr wiederkommen wird. Unsere „Zwischenzeit“ ist Zeit der hoffnungsvollen Erwartung und der tatkräftigen Gestaltung.

„Das marianische Vaterreich“ ist bleibendes Programm für die Schönstattfamilie. Kann man etwas anderes von einer Bewegung erwarten, deren Lebensquelle ein Bund mit Maria ist? Denn im Glauben Mariens, in ihrem Jawort, hat das Reich des Vaters unter den Menschen angefangen. Am Ende der Zeit ist ihr Sieg gegen den Drachen der Anfang der endgültigen Vollendung (Offb 12). Und in der Zwischenzeit, in unserer Zeit, sucht sie Verbündete, mit denen sie beim Aufbau des Reiches Gottes zusammenarbeiten kann. Eine Frucht echter Bindung an Maria ist gerade die Entzündbarkeit für das Große. Sie weckt Verantwortungs- und Sendungsbewußtsein. „Der Reichsgedanke steckt uns im Blut“, sagte der Gründer. Aber er verlangt, daß wir „aus der Enge herausgerissen und in die Weite getragen werden“ (Krönungswoche 1946, 54). Diese Weite, die aus einer universellen Sendung entspringt, führt dazu, Lösungen großer Probleme im kleinen Kreise zu versuchen. Sie verlangt auch den Kampf gegen Resignation, Kleinkariertheit... Und ist eine Gnade, die zu erleben ist: „Herrsch über uns, so wie es Gott gefällt, mach uns zum Salz und Sauerteig der Welt; ...benutz uns als dein Werkzeug immerdar, und laß die große Sendung uns erfüllen, die du erlehst uns hast nach Vaters Willen“ (Himmelwärts, 143).

Dafür will auch REGNUM einen Beitrag leisten.

Angel L. Strada



Dem Denken Pater Kentenichs auf der Spur

25 Jahre Josef-Kentenich-Institut

Am 8. Juli dieses Jahres sind es 25 Jahre seit der Gründung des Josef-Kentenich-Institutes. Es ist uns Grund, zu feiern und auf den Weg zurückzuschauen, den wir seither zurückgelegt haben. Es stellt sich die Frage nach dem, was wir wollten und dem, was uns bewegt auf Zukunft hin. Dabei schreibe ich nicht aus der Distanz des Historikers, sondern als Beteiligter und Engagierter, als einer der Gründungsmitglieder und heutiger Präsident des JKI.

ZUR ENTSTEHUNG DES INSTITUTS

Am Anfang steht das Suchen und Fragen von Theologiestudenten und jungen Priestern Ende der 60er Jahre in Freiburg. In Kirche und Gesellschaft, in Theologie und Wissenschaft war Bewegung gekommen und Umbruch zu spüren. Mitten in dieser Situation radikaler Rückfrage gegenüber dem Bisherigen und der Aufbruchstimmung nach dem Konzil fanden wir uns in Freiburg als Theologen und junge Priester, die sich dem Priesterverband angeschlossen hatten. Hinter dieser Entscheidung stand die Erfahrung, in Pater Josef Kentenich einen Mann gefunden zu haben, der in diesem Umbruch und auf Zukunft hin ein Charisma, eine prophetische Botschaft hat. Da war auf der einen Seite die Erfahrung, daß dieser Mann für uns viele Werte und Ziele, spirituellen Reichtum und geistliche Erfahrung verkörperte. Da war auf der anderen Seite die Wahrnehmung, daß manches von dem, was ihm wichtig war, im Wissenschaftsbetrieb der Uni geradezu unterging, anderes bei ihm in einer Sprache und Theologie vorgetragen war, die nicht die unsere war. Die neue Theologie von vornherein zu diffamieren und fundamentalistisch Kentenich zu rezipieren, kam für uns nicht in Frage. Wir suchten nach der Begegnung zwischen seinem Denken und dem der Theologie, wir suchten und fragten nach der Möglichkeit der „Integration“. Wir waren bereit, die Mühe der geistigen Auseinandersetzung auf uns zu nehmen. Mir war klar, wenn ich z.B. die mariologischen Aussagen Pater Kentenichs nur „mit einem schlechten Gewissen“ als Theologe vertreten kann, wird das auf Dauer keine Zukunft haben.

Da wir an der Uni damals keine Mariologie als Traktat hören konnten, entschlossen wir uns zu einem „mariologischen Seminar“ in freier Initiative. Dr. Robert Zollitsch, damals Repetitor am Collegium Borromaeum, war praktisch der Leiter unseres freiwilligen Projekts. Wie an der Uni gewohnt, erarbeiteten wir Referate, stellten sie einander vor und diskutierten, daß es eine Freude war. Unser Ziel war es, uns selbständig einen Zugang zu den biblischen und mariologischen Aussagen über die Gottesmutter auf dem Stand der neuesten Literatur zu erarbeiten und mit dem mariologischen Denken unseres Gründers ins Gespräch zu bringen.

Dabei wurde uns bewußt, daß Josef Kentenich zu Lebzeiten selbst immer wieder dieses Gespräch mit großem Interesse gesucht und geleistet hat. Darüber hinaus regte er immer wieder an, diese Auseinandersetzung anzugehen. Durch Dr. Robert Zollitsch erfuhren wir, wie sehr unserem Gründer an dieser wissenschaftlichen Durchdringung und Auseinandersetzung gelegen war. Als Student hatte er Pater Kentenich im Exil aufgesucht und von ihm dieses Anliegen mitgebracht.

Aus der gemeinsamen Erfahrung des „mariologischen Seminars“ und dem Wissen um das Interesse des Gründers wuchs in unserem Kreis mehr und mehr die Idee und der Entschluß, auf Dauer in diesem Sinn zu arbeiten und uns zusammenschließen. So kam es im Sommersemester 1970 zur Ausarbeitung einer Satzung und zur Gründung des Josef-Kentenich-Instituts als ein e.V., der dem Priesterverband zugeordnet sein sollte.

Im Kommuniké zur Gründung heißt es: „Leben und Werk unseres Vaters und Gründers, Pater Josef Kentenich, sind der Entwurf des neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft in der Nachfolge Jesu Christi für diese Zeit. Als ein von Gott gerufener Prophet hat er dieses Charisma hineingesagt in die Kirche und so neues Leben in ihr geweckt. Die Gemeinschaften der Internationalen Schönstatt-Bewegung tragen das einzigartige Charisma ihres Gründers weiter. Sie versuchen, sich selbst, ihr ganzes Leben darauf auszurichten und im Liebesbündnis mit Maria, der Mutter unseres Herrn, alles in Christus zu erneuern und die Welt zum Vater zu führen.

Die lebendige Verwirklichung des Charismas unseres Vaters und Gründers geschieht in der Zeit und steht darum in einer Auseinandersetzung mit ihr. Weil ihr Anliegen das einer Begegnung mit dem Gott des Lebens ist, bedarf sie zur Grundlegung einer theologischen Erfassung und Darstellung des Charismas Pater Kentenichs. Diese muß in Fragestellung und Aussageweise die Anliegen gegenwärtiger Theologie aufnehmen und eine Antwort versuchen.“

Der erste Paragraph der Arbeitssatzung des JKI formuliert das Selbstverständnis des Institutes so:

„§ 1: Das Josef-Kentenich-Institut ist eine wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft zur theologischen Erfassung und Darstellung des Charismas Pater Josef Kentenichs in Begegnung mit der heutigen Theologie.“

DAS INSTITUT BEGINNT ZU ARBEITEN

Da unser Institut sozusagen aus dem „mariologischen Seminar“ herausgewachsen war, ergab sich als erster Schritt in die Öffentlichkeit die Herausgabe der Ergebnisse des mariologischen Seminars als Buch. Es trägt den Titel: „Maria, der neue Mensch in Christus. Integration 1 - Ein theologischer Deutungsversuch des Marienbildes Schönstatts“, Freiburg 1970.

Das Buch fand großes Interesse und war mit seiner Auflage von 600 Exemplaren bald vergriffen.

Die Herausgabe des Marienbuches hatte manche Kraft gekostet, mußten doch die vielen Einzelreferate und die Diskussionsergebnisse ineinander gearbeitet werden, so daß ein lesbares Buch daraus entstand. Doch nachdem diese Arbeit geleistet war, galt es die künftige Arbeit zu strukturieren und die Thematik auszuwählen.

In unserer Arbeitsweise wollten wir die positiven Erfahrungen mit dem mariologischen Seminar aufgreifen. Wir hatten uns zur Regel gemacht, daß jedes Mitglied pro Jahr zwei Referate ausarbeitet und dem Institut zur Verfügung stellt. Karl-Heinz Mengedot als erster Präsident sorgte dafür, daß die Referate an die Mitglieder versandt wurden und erstellte als Kommunikationsorgan die sog. Arbeitsberichte des JKI. Um die Referate auszuwerten und die gemeinsame Reflexion voranzutreiben, bildeten wir in Freiburg einen Arbeitskreis. Später kam Würzburg dazu. Zur Koordination unserer Arbeit und als Herausforderung, die Reflexion voranzutreiben und zu bündeln, hielten wir die sog. Jahrestagungen des JKI.

In den beiden Jahren 1971-1972 konzentrierte sich die thematische Arbeit des jungen Instituts auf die Frage nach Gehorsam und Freiheit. Es ging uns um das neue Gehorsamsverständnis Pater Kentenichs. In der Auseinandersetzung mit der Strömung der antiautoritären Erziehung, ja einer grundsätzlich kritischen Einstellung zu Autorität in der damaligen Diskussion ging es uns darum, die Frage nach einer theologisch christlichen Begründung von Autorität und Gehorsam neu zu stellen und aufzuarbeiten. Uns interessierte die Frage nach verschiedenen Typen des Gehorsamsverständnisses in der Geschichte der Orden und schließlich die originelle Sicht des Gehorsams bei Josef Kentenich. Dabei mühten wir uns nicht nur um Klärung der Idee oder Theorie, sondern auch um die Konsequenzen für Erziehung zu Gehorsam und Ausübung der Autorität. Die wichtigsten Arbeiten aus diesem Themenfeld sind publiziert: „Das Gehorsamsverständnis bei

Pater Kentenich“, Jahrestagung des Josef-Kentenich-Instituts, Berichte und Referate, Vallendar 1971. Und ein Jahr später: „Erziehung zum Gehorsam?“ Jahrestagung des Josef-Kentenich-Instituts, Berichte und Referate, Vallendar 1972.

DIE GROSSE FRAGE NACH DEN „ZWEITURSACHEN“

Aus der Beschäftigung mit dem Gehorsamsverständnis Pater Josef Kentenichs ergab sich die viel weiterreichende und grundlegendere Fragestellung nach der Zweitursachenlehre, die in seinem Denken eine zentrale Rolle spielt. Immer wieder stießen wir in seinen Texten, besonders aus der Milwaukeezeit, auf die Begrifflichkeit und Theorie der „Zweitursachenlehre“. Uns wurde immer klarer, damit einem für ihn typischen Denken auf die Spur zu kommen. Wir wollten wissen, wo die Vorstellungen und Gedanken ihre Wurzeln haben. So entstand in den folgenden Jahren eine Reihe von Referaten, die nach den philosophischen und theologischen Grundlagen der Zweitursachenlehre fragten. Aus dieser Zeit liegen viele unveröffentlichte Arbeiten vor, die von einem ernsten Suchen und Reflektieren zeugen. Eine späte Frucht dieses Jahre dauernden Müehens ist eine Textsammlung, die erstmals in Schönstatt wichtige Texte zu dieser Thematik vorlegt. Die Veröffentlichung trägt den Titel „Causa Secunda. Textbuch zur Zweitursachenlehre bei P. Josef Kentenich“, Freiburg 1979. Mit dieser zunächst recht theoretisch und philosophisch klingenden Fragestellung eröffneten sich uns immer neue Kontexte und Verbindungslinien im Denken unseres Gründers. Von hier aus ergaben sich Zugänge zum „Organismusgedanken“ und zu dem großen Anliegen unseres Gründers vom „organischen Denken und Lieben“. Mit Interesse verfolgten wir seine Ideen von der „Psychologie der Zweitursachen“ und wollten lernen und verstehen, was ihm die „Rettung der Sendung des Abendlandes“ bedeutet.

AUSSTRAHLUNG ÜBER DEN RAUM SCHÖNSTATT HINAUS

Im Frühjahr 1975 wurde das JKI erstmals außerhalb der Schönstattbewegung mit seiner Arbeit bekannt. Fünf Mitglieder des Instituts wurden eingeladen, als Referententeam die Jahrestagung der deutschsprachigen Säkularinstitute zu gestalten. Die Tagung hatte das Thema: „Geist und Form religiösen Gehorsams heute“ und fand in Leitershofen bei Augsburg statt. Die Referate wurden anschließend unter dem Titel der Tagung im Patris-Verlag veröffentlicht. In manchen Instituten werden die Referate bis heute als Schulungsmaterial in der Formation verwendet.

UMSETZUNG DER REFLEXION IN DER PASTORAL

Nachdem die ersten 10 Jahre der JKI-Arbeit stark von der Reflexion geprägt waren, ist in den 80er Jahren ein verstärktes Engagement im Blick auf pastorale Fragestellungen zu konstatieren. Dem Institut wuchsen in diesen Jahren die Aufgabe und Chance zu, eine Reihe größerer „Schönstätter Pastoraltagungen“ zu gestalten, zu denen Priester, Männer und Frauen aus pastoralen Berufen eingeladen waren. Dabei gelang es, die Reflexion der zurückliegenden Jahre umzusetzen und fruchtbar zu machen. Im Hintergrund stand immer wieder die Frage: Welche Impulse ergeben sich aus dem Charisma unseres Gründers für eine künftige Pastoral? Die erste Pastoraltagung in der Verantwortung des JKI trug den Titel: „Welthafte Pastoral. Ganzheitliche Seelsorge aus der Spiritualität der Schönstattbewegung“. Sie fand 1982 statt und stieß auf so großes Echo, daß sie 1983 wiederholt werden mußte.

Danach erhielt das JKI den Auftrag, eine Pastoraltagung zu erarbeiten im Blick auf die Fragen um geistliche Begleitung. Unter diesem Stichwort wurde neu aktuell, was in Schönstatt als Seelenführung früh bereits eine Rolle spielte.

Die Schönstätter Pastoraltagung 1985 hatte das Thema: „Geistliche Führung. Wegbegleitung zum mündigen Christsein“. Das große Interesse an dieser Tagung ermutigte uns zur Veröffentlichung der Referate. Sie erschienen im Patris Verlag unter dem Titel: „Wegbegleitung. Geistliche Führung zu mündigem Christsein“, Hrg. Karl-Heinz Mengedot, Vallendar-Schönstatt 1987 (2. Aufl. 1993).

Von dieser Tagung und ihrer Veröffentlichung ging auch der Impuls aus zu einem bis heute stark gefragten Angebot des JKI: Grundkurs „Geistliche Begleitung“. Methodisch baut der Kurs auf der Erfahrung der Teilnehmer auf und versucht, ihre Kompetenz im Dienst am konkreten Leben zu verbessern. Jeder Kurs besteht aus sieben Reflexionstreffen im Zeitraum von drei Jahren. Er wird immer wieder durchgeführt und ist inzwischen durch ein weiterführendes Kursangebot ergänzt. Die letzte große Pastoraltagung richtete das JKI im Jahr 1987 aus. Sie versuchte, die schönstättische Erfahrung vom Liebesbündnis zu reflektieren und für die Pastoral fruchtbar zu machen. Das Tagungsthema hatte die Formulierung: „Gottespartnerschaft – Eine bündnisorientierte Pastoral“. Leider fehlten anschließend die Zeit und Kraft zur Veröffentlichung.

Im gleichen Zeitraum bildete sich in Freiburg unter den Mitgliedern des JKI der „Pastorale Arbeitskreis“. In ihm treffen sich in regelmäßigen Abständen Mitbrüder des Priesterverbandes aus dem Interesse, ihre pastorale Arbeit im Kontext des Charismas unseres Gründers zu reflektieren. Hier ist immer wieder ein fruchtbarer Austausch zwischen Theorie und

Praxis zu erleben. Leider sind alle Beteiligten so sehr in ihre pastoralen Aufgaben eingebunden, daß es kaum gelingt, die Ergebnisse der gemeinsamen Reflexionen über ein Protokoll hinaus in schriftlicher Weise zu sichern und einem größeren Kreis zugänglich zu machen. Bei einer Reihe von Fragestellungen aus der Pastoral in diesem Arbeitskreis hätte sich eine Veröffentlichung wirklich gelohnt.

JKI IM EINSATZ FÜR DEN PRIESTERVERBAND

Waren bei den Pastoraltagungen unsere Adressaten die Mitbrüder aus allen Priestergemeinschaften und pastoral-engagierte Mitglieder der ganzen Schönstattfamilie, so konzentrierte sich in den sog. „Studienwochen“ der Einsatz auf die Schulung im Priesterverband. Seit 1983 hält das JKI jährlich eine Studienwoche im Auftrag der Generalleitung des Schönstatt-Instituts Diözesanpriester. Die Themen werden von einer Arbeitsgruppe des JKI vorgeschlagen und von der Generalleitung festgelegt. Diese Studienwochen sind zu einem Begriff geworden und bilden einen wertvollen Beitrag zur Formation des Priesterverbandes.

Über diesen Auftrag im Blick auf die Schulung hinaus war und ist das JKI auch engagiert, wo es um Ausarbeitungen für Texte des Priesterverbandes geht. So hat eine Arbeitsgruppe des JKI schon in den 70er Jahren eine umfangreiche Vorlage über die „Evangelischen Räte“ ausgearbeitet. Seit 1990 arbeitet ein Kreis von JKI-Mitgliedern aus dem Priesterverband an einer systematischen Darstellung der Spiritualität Schönstatts.

NEUE ANLÄUFE ZUR ARBEIT AN DEN GRUNDLAGEN

Die zunehmende Beanspruchung der Mitglieder in ihrem Beruf und die starke Anfrage im Blick auf Gestaltung und Durchführung von Tagungen brachte es mit sich, daß ein ganz ursprüngliches Anliegen, an den Grundlagen zu arbeiten, verdrängt wurde. Ein Versuch, erneut zu grundlegender Reflexion vorzustoßen, bestimmte die Institutsarbeit 1990/91 mit Studien zu dem Begriffspaar „Geist und Form“, das im Denken und Sprechen unseres Gründers eine große Rolle spielt. In seinem reflexiven, ja geradezu metaphysischen Denken hilft es ihm, Lebensprozesse, religiöse Traditionen, menschliche Werte und vieles mehr zu durchdringen und zu beschreiben. Sein Interesse gilt dem notwendigen Unterscheidungsprozeß, um in einer Zeit des Umbruchs Zeitbedingtes und Überzeitliches zu erkennen. Immer wieder fragt er nach Gesetzmäßigkeiten für den inneren Zusammenhang von Geist und Form, um auf Zukunft hin führen zu können. In diesem

Denken entgeht er der Gefahr des Fundamentalismus und des Progressismus. Es ist eine gute Schulung für unser eigenes Denken, bis in viele Verzweigungen hinein dieser Spur seines Denkens zu folgen, um so gleichzeitig Freiheit und Orientierung zu finden. Es führt hin zu der spannenden Frage, was im Lichte seines Charismas als „Altes Ufer“ und „Neues Ufer“ der Kirche auszumachen ist.

So schließt sich in der Arbeit des Instituts das derzeitige Arbeitsthema an, das nach der Ekklesiologie Pater Kentenichs fragt. Es geht uns darum zu erheben, was seine Sicht der Kirche ist, die ihn von innen her leitet bei all dem, wie er sein Werk aufbaut. Unser Interesse geht dahin, sowohl frühe Texte der Gründungszeit auf eine „implizite Ekklesiologie“ hin zu untersuchen als auch in Ausführungen der letzten Jahre seine ausführlich und bewußt reflektierte Sicht der Kirche zu studieren und mit der Ekklesiologie des Konzils zu vergleichen. Mit diesen Arbeiten stehen wir noch am Anfang und es bleibt noch viel zu tun.

MIT UNSEREM ANLIEGEN NICHT ALLEIN GEBLIEBEN

Die Initiative aus Freiburg im Jahr 1970 zielte auf ein Anliegen, das wohl immer größer ist als die Kräfte des JKI. Das geistlich-geistige Erbe unseres Gründers ist von einem Ausmaß, daß es eine Gemeinschaft und ein Institut allein nicht bewältigen können. Es braucht viele, die sich dieser Herausforderung eines Charismas von kirchengeschichtlicher Größe stellen. Es braucht im Raume unserer Schönstattfamilie viele Initiativen, die mit geistlicher und wissenschaftlicher Kompetenz sich dieser Aufgabe der Erschließung und Reflexion, der Umsetzung und Integration widmen. Wir waren und sind nicht die einzige Initiative in dieser Richtung. Da ist die beharrliche und anregende Redaktionsarbeit der Internationalen Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung „REGNUM“. Da sind die beiden Verlage am Ort mit ihren herausgeberischen Initiativen: der Schönstatt-Verlag der Marienschwestern und der Patris Verlag der Schönstattpatres. Unter den Schönstattpatres arbeitet seit Jahren ein Team, das ganz dem Anliegen unseres Gründers von einer Schönstatt-Hochschule verschrieben ist. Dazu kommen Initiativen wie das Schönstatt-Kolloquium und die Herbstakademie, die beide erstaunlich viele junge Leute aus verschiedenen Wissensgebieten ansprechen und motivieren, das Gespräch zwischen Josef Kentenich und der Wissenschaft zu suchen. Da ist die Initiative der Zeitschrift „Integration“, die inzwischen auch seit zehn Jahren sich am Gespräch um Schönstatt engagiert beteiligt.

An der Universität Koblenz-Landau ist seit 1987 das Forschungsprojekt „Editionen und Kommentare zur Anthropologie und Sozialphilosophie

Josef Kentenichs“ in Gang gebracht, mit dem das Josef-Kentenich-Institut als Drittmittelgeber zusammenarbeitet.

Das JKI ist mit seinem Anliegen nicht allein geblieben. Das deutlichste Zeichen dafür ist die engagierte Beteiligung an der Gründung des Internationalen Josef-Kentenich-Instituts für Forschung und Lehre e.V. (IKF), das allen Initiativen in dieser Richtung offensteht und sie durch Kommunikation und Austausch fruchtbar und effektiv machen will.

Erlebbar wird die Bündelung der Kräfte derzeit vor allem in der Erarbeitung eines gediegenen und informativen Schönstatt-Lexikons auf der Ebene des IKF. In gewisser Weise wird dieses Lexikon ein Dokument des derzeitigen Reflexionsstandes zu vielen Themen (Stichworten) unserer schönstättischen Geisteswelt. Es soll vielen in und außerhalb Schönstatts helfen, unserem Gründer und seinen Anliegen auf die Spur zu kommen und einladen, ihm zu folgen.

Für mich hat sich in der Arbeit und im Austausch der letzten 25 Jahre gezeigt, daß es sich lohnt, der Spur seines Denkens zu folgen. Ich habe die Angst verloren, er könnte unseren modernen Anfragen nicht standhalten. Er hätte es verdient, daß noch viel mehr nachgefragt wird.

Peter Wolf

BUCHBESPRECHUNGEN

MARIA - SPIEGEL FÜR DIE KIRCHE. Der Autor des so betitelten Buches, italienischer Kapuziner, war Professor für Geschichte der frühen Kirche an der katholischen Universität in Mailand und von 1975-1981 Mitglied der Internationalen Theologenkommission. Er widmet sich inzwischen ganz dem pastoralen Dienst als Leiter von Exerzitien, Kursen der Glaubenserneuerung u.a.m. und ist seit 1981 auch päpstlicher Hausprediger.

Sein Anliegen ist es, uns Maria in den zentralen Geheimnissen unseres Glaubens - Menschwerdung, Ostergeheimnis und Pfingstwunder - als „Spiegel“ für die Kirche, d.h. als dessen Urbild und Vorbild nahezubringen. Und dies nicht nur, um scheinbar verbrauchte Glaubenswahrheiten über Maria vom biblischen Fundament her tiefer zu verstehen und zu neuem Leben zu erwecken (14), sondern um mit Hilfe der „imitatio“ Mariens (13) persönlich und als Kirche insgesamt einen Weg der Heiligung zu beschreiten und zu üben, „der vollständig auf der Mutter Gottes basiert“ (8). Es geht auf diesem Weg darum, „das Wort Gottes zu hören und zu befolgen“, und zwar so, daß, wie einst Paulus den Korinthern, so auch Maria zu uns sagen kann: „Nehmt mich zum Vorbild, wie ich Christus zum Vorbild nehme“ (1 Kor 11, 1).

Eine Fülle an biblischen Aussagen über den Christen in der Nachfolge des Herrn, Aussagen von Kirchenvätern (vor allem Augustinus), Ikonenmotive, aber auch Worte von Dichtern und Denkern der letzten Jahrhunderte (z.B. Péguy und Kierkegaard) bis hin zu zentralen Aussagen des II. Vatikanums (in *Lumen Gentium* und *Dei Verbum*) werfen, wie der Vf. zeigt, helles Licht auf die erste Christin, Maria. Indem sie das ihr von Gott geschenkte Licht der Gnade in dem, was sie ist und tut, von innen her reflektiert, gibt sie es weiter. Ihr Ziel ist es, auch uns zu bewegen, die Gnade Gottes, den uns in der Taufe geschenkten Geist Gottes auf unserem Pilgerweg in der Gemeinschaft der Kirche in lebendigem Glauben, Hoffen und Lieben und in einer tiefen Magnificat-Freude zum Leuchten zu bringen -, damit die Welt zum Glauben komme!

Für nichtkatholische Christen, die einen Zugang zu Maria suchen (s. *REGNUM* 2/1995, S. 83 ff.), dürfte der eingeschlagene Weg der Betrachtung - nicht von dogmatischen Sätzen und nicht von „Privilegien“, sondern von der Gnade und vom Glauben Mariens aus - hilfreich sein. So wird deutlich, daß Maria das „personifizierte „Amen“ und „Ja“ zu Gottes Willen (57) ist. Wer seinen Pilgerweg in der Betrachtung ihrer Mutterschaft geht („Mutter Gottes“ ist „der einzige ökumenische Titel“, 94), für den heißt „imitatio“ Mariens dann: das Wort im Herzen empfangen..., Christus durch den Glauben gebären und so selber „Mutter Christi“ werden (97). Umgekehrt kommt aber auch zur Sprache, was es heißt, Christus zu empfangen und nicht zur Welt zu bringen. Das ist „geistiger Abort“ (100)! Überraschend ist in diesem Betrachtungsbuch immer wieder die aufgezeigte Brücke zwischen dem biblischen Wort, Maria und uns. So gewinnen z.B. die für viele so unverständlichen Zurückweisungen der Mutter Jesu und ihr Stehen unter dem Kreuz neue Tiefe, wenn man alle ihre Kreuzeserfahrungen: ihre wahre „Nacht des „Glaubens“, ihre „Entäußerung“, das „Schwert“ in ihrer Seele - in Verbindung bringt mit dem Wort, das im Hebräerbrief auf Jesus Christus bezogen ist: „Obwohl er der Sohn war“ ..., obwohl sie die Mutter war, hat auch sie „durch Leiden den Gehorsam gelernt“ (Hebr 5, 8). Wenn aber auch Maria auf ihrem Pilgerweg Glauben und Gehorsam gelernt hat, folgt daraus: Wir haben keine Mutter, die nicht mitfühlen könnte mit unserer Schwäche, unserer Erschöpfung, unseren Versuchungen... (vgl. Hebr 4, 15; 114). Der Blick auf Christus und gerade deshalb - „unter angemessener Wahrung der Proportionen“ (113) - auch auf seine Mutter in den vielen Gestalten ihrer Entäußerung auf ihrem Glaubensweg, ermöglicht es sogar, den Christushymnus Phil 2, 6-11 mit ihr in Verbindung zu bringen: „Maria war die Mutter Gottes, hielt aber nicht daran fest, Gott nahe zu sein; sie entäußerte sich, wurde wie eine Sklavin und nach außen hin jeder anderen Frau gleich. Sie erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod des Sohnes, bis zum

Tod am Kreuz. Darum hat Gott sie erhöht und ihr den Namen gegeben, der nach dem Namen Jesu größer ist als alle Namen, damit... jeder Mund bekenne: Maria ist die Mutter des Herrn, zur Ehre Gottes, des Vaters“ (197).

Das vorliegende Buch ist nicht nur Ausdruck einer anregenden Zusammenschau von biblischem Fundament, Theologie, Marienglaube und geistlichem Leben. Es ist auf jeder Seite das Zeugnis einer großen Liebe zu Maria-Kirche. Da das Werk im sprachlichen Stil einfach gehalten ist, eignet es sich für persönliche Exerzitien, für religiöse Besinnungstage in Gruppen und ökumenische Gesprächskreise. Dies um so mehr, als der Vf. sein Buch ausdrücklich „den protestantischen Brüdern gewidmet“ hat. Sein Herzensanliegen ist durchgängig spürbar: er möchte gerade ihnen von der Hl. Schrift aus, aber auch mit Hilfe überraschender Zitate von M. Luther (z.B. 13) Augen und Herz öffnen für die, die Urbild und Vorbild und reiner Spiegel einer noch ganz heilen, ungespaltenen Kirche war und ist. Wie niemand sonst kann Maria deshalb neue Sehnsucht nach der Einheit wecken, zur Wiederherstellung der Einheit der Kirche aufrufen und mit sich selbst beitragen. Bleibt mit dem Vf. nur zu hoffen, daß auf das Jahr 2000 der Geburt ihres Kindes auch Maria als seine Mutter und Mutter der Gläubigen neu ins Bewußtsein rückt und gemeinsam geliebt wird (vgl. 188).

Raniero Cantalamessa: Maria - ein Spiegel für die Kirche. Köln (Adamas Verlag) 1994, 312 S., 34,- DM

Barbara Albrecht

VORSEHUNGSGLAUBE. Ein flüchtiger Blick in das Inhaltsverzeichnis der Augsburger Dissertation läßt schon die ungewöhnliche Breite des gesichteten Materials ahnen. Wie der Titel andeutet, wird die Fülle des Stoffes unter dem Gesichtspunkt der damit gegebenen „Herausforderungen“ an Lehre und Praxis des Vorsehungsglaubens behandelt. Seine Initialfeststellung: die Herausforderungen, vor die die Neuzeit den Vorsehungsglauben gestellt hat, sind bisher völlig unzureichend erkannt und aufgearbeitet worden. Eine fruchtbare Konfrontation hat so gut wie nicht stattgefunden.

den. „Angesichts der überbordenden Fülle von Literatur auf anderen theologischen Gebieten (...) ist die mangelnde Aufarbeitung der Vorsehung erstaunlich“ (32). Es ist eine Tatsache, daß seit vier Jahrzehnten „das Thema der Vorsehung in einer umfassenden Systematik nicht mehr angegangen worden ist“ (35).

Vielschichtig in Frage gestellt ist der Vorsehungsglaube durch tiefgreifende Wandlungen im neuzeitlichen Welt- und Menschenbild: durch die dem Menschen (als homo faber) durch den technischen Fortschritt zugeflossene Machtfülle, durch die evolutive Weltsicht und die Existentialphilosophie. Kocher setzt es sich zum Ziel, sich diesen Wandlungen und den damit gegebenen Herausforderungen zu stellen; er will - wie der Untertitel sagt - „Die Lehre von der Vorsehung im Horizont der gegenwärtigen Theologie“ aufarbeiten.

Dabei führt Kocher einen Dialog nicht nur mit Vertretern der katholischen und protestantischen Theologie, sondern auch mit repräsentativen Richtungen der Naturwissenschaften. Die zentrale Fragestellung der Forschungsarbeit wird im Titel des 7. Kapitels kurz und prägnant formuliert: „Das Handeln Gottes in der Welt“ (214). Wie wird dieses göttliche Handeln in unserem Jahrhundert wahrgenommen, beschrieben, kritisch angefragt und denkerisch ausgesagt?

Als Ausgangspunkt seiner Darlegungen wählt Kocher erlebte und erlittene Erfahrungen des Menschen unseres Jahrhunderts. Der beobachtende Blick fällt dabei auf geglückte und mißlungen-problematische Erfahrungen des Wirkens Gottes in unserer Welt. In Kap. 2 geht Kocher dem „Mißbrauch des Begriffs der Vorsehung“ nach. Hitlers Sendungsbewußtsein mit Berufung auf die Vorsehung und die Literatur um die beiden Weltkriege, insbesondere der Aufschrei bei Wiechert und Borchert, kommen zur Sprache. Daran schließt sich in Kap. 3 ein positives Kontrastbild an: als „exemplarische Verdeutlichungen gelebten Vorsehungsglaubens“ werden uns Josef Benedikt Cottolengo, Maximilian Kolbe und Nijole Sadunaite vor Augen geführt.

Der eigentliche Schwerpunkt der Dissertation liegt wohl in den Kapiteln 4 bis 6. Hier geht es um einen interdisziplinären Dialog mit Vertretern und Richtungen der

Naturwissenschaft. Im Horizont der quantenphysikalischen Entdeckungen wird die Problematik von Determination und Autonomie erörtert (Kap. 4). Ausführlich kommt das recht vielschichtige Feld des Evolutionismus zur Sprache. Die Auseinandersetzung beschäftigt sich neben Darwin und Haeckel mit den Neodarwinisten und ihren Positionen bezüglich Teleologie und Antiteleologie (Kap. 5). Ein eigenes Kapitel (6) ist der Wunderproblematik gewidmet. Die Fragestellung, die den Dialog durchzieht, ist die nach der Möglichkeit und der Art des Eingreifens Gottes in innerweltliche Geschehensabläufe. Ausgiebig wird die philosophisch-theologische Zweitursachentheorie von B. Weissmahr vorgetragen und kritisch unter die Lupe genommen (Kap. 7). Weissmahr vertritt die Ansicht, daß Gottes Wirken in der Welt „ausnahmslos durch zweitursächlich-eigenständiges Wirken der ‚innerweltlichen‘ Kräfte vermittelt“ (220) gedacht werden darf. Ein unmittelbares, direktes göttliches Einwirken auf die Geschichte, innerhalb der Welt, ist für Weissmahr „absurd“ (221). Damit ist „der Handlungsradius Gottes erheblich eingeschränkt“ (252). Gott nimmt deutlich deistische Züge an, Weltgeschichte als Heilsgeschichte zu sehen und zu erfahren wird damit letztlich unmöglich gemacht.

Andere Fragen der Praxis des Vorsehungsglaubens kommen in den Kapiteln 8-10 zur Sprache: das Bittgebet, die Frage nach der Erkennbarkeit göttlicher Vorsehungswege und die Theodizeeproblematik.

Allein diese summarische Inhaltsangabe läßt schon etwas von der immensen Arbeit und dem Anspruch ahnen, die hinter der Dissertation von Kocher stehen. Der Mut, heiße Eisen anzufassen, klärend Positionen und Aporien aufzudecken; die Ernsthaftigkeit, genau hinzusehen und Pauschalisierungen bewußt zu vermeiden; die Weite, wissenschaftliche Theorien und gelebtes Leben in die Reflexion einzubeziehen; und eine bisweilen minutiös bis ins Detail gehende Analyse von Argumenten charakterisieren das Buch.

Von den vielfältigen Anregungen, die in der Arbeit zu finden sind, möchte ich auf drei besonders hinweisen:

1. Die wohltuende Verzahnung von Theorie und Praxis: Die Arbeit Kochers schließt mit dem gleichsam programmatisch zu ver-

stehenden Imperativ: „Deshalb drängt die wissenschaftlich vorgetragene Lehre über die Vorsehung auf die Umsetzung im Leben“ (373). Lehre und Leben sind im Vorsehungsglauben so aufeinander bezogen, daß eines ohne das andere auf Abwege gerät und schließlich mißglückt. Somit gehört zum Vorsehungsdenken ein doppelter Dialog: zwischen Theologie und anderen Wissenschaften; und zwischen systematisierter Vorsehungslehre und reflektierter Glaubenserfahrung inmitten der Welt.

2. Die Einbringung des Beitrages von J. Kantenich: Kocher hat sich mit der Vorsehungslehre J. Kantenichs beschäftigt (35) und sieht seinen Beitrag vor allem in der Frage der „Erkundung der Wege der Vorsehung“ (302-315). Wenn die konkreten Vorsehungswege Gottes auch notwendigerweise in das Mysterium Gottes eingehüllt sind, kommt der Mensch doch nicht umhin, sich je neu auf die Entzifferung der Wünsche und Absichten Gottes in der Welt einzulassen. Was Pater Kantenich über die Erkenntnisquellen (Zeit, Seele, Sein), über die Differenzierung von Zeitgeist und Geist der Zeit, über das „Handlungsgesetz der geöffneten Tür“ und das „Feedback“ durch die schöpferische Resultante zu sagen hat, bezeichnet er als eine Synthese, die faszinierend sei (313).

3. Die Weite der Wirklichkeitsbetrachtung: Vorsehung umgreift das Ganze der Wirklichkeit: ihre Fülle und Tiefe, ihre Breite und Vernetzung. Kocher weist auf folgenreiche Verengungen im neuzeitlichen Wirklichkeitsverständnis hin. Sie manifestieren sich in Einseitigkeiten, die ausschließen. Dann wird ein unversöhnlicher Gegensatz aufgebaut zwischen Transzendenz (Weltenthabenheit, Weltferne) und Immanenz (Innerweltlichkeit, Weltnähe) Gottes, zwischen einem sachlich-ursächlichen und einem personal-liebenden Wirken Gottes, zwischen menschlicher Freiheit und göttlicher Macht. Kocher weist auf eine für neuzeitliches Denken charakteristische Haltung hin, die immer auf die Konstruktion von sich ausschließenden Gegensätzen hintendiert (272f.). Seine Beobachtungen weisen in die Richtung: Vorsehungsdenken erfordert einen neuen Denkstil, der fähig und bereit ist, sich auf die Fülle der Wirklichkeit einzulassen, ohne sie in Bereiche einzuteilen, die untereinander keine Berüh-

rung haben dürfen (215-218). Diese neue Denkform müßte eine synthetisch-polare Strukturierung aufweisen. Vorsehungsdenken wird nicht umhinkommen, die Polaritäten des Lebens und der Wirklichkeit in die Reflexion miteinzubeziehen. Erkennbarkeit und bleibendes Geheimnis, menschliche Freiheit und göttliche Souveränität, Nähe und Unverständlichkeit Gottes müssen denkerisch so zusammengebracht werden, daß sie einen Platz im Ganzen finden. Reform der Vorsehungslehre erfordert eine entsprechende ganzheitliche Denkstruktur. Solch ein synthetisch-polarer Denkstil ist genau das Gegenteil von einem vielgesichtigen Deismus, der sich mit halbherzigen Kompromissen zufrieden gibt: der glaubt, er müsse Gott depotenzieren (in seinem Wirken und in seiner Macht einschränken), um den Menschen in seiner Freiheit aufwerten zu können; er müsse Gott aus der Welt vertreiben, um so für den Menschen einen Wohn- und Wirkraum freizumachen. Die Breite, in der die Arbeit angelegt ist, zeigt beides gleichzeitig: ihre Leistung, aber auch ihre Grenze. Dem Leser wird eine umfangreiche kritische Sichtung von Material angeboten, er wird mit einer ganzen Reihe von neuen Ansätzen vertraut gemacht (dynamischer Kreationismus, Schöpfung als Raum des *con-vivium* zwischen Gott und Mensch, die personale Dimension des göttlichen Weltwirkens, das Konzept der schöpferischen Impulse, zahlreiche biblische Hinweise). Als Ausblick erhält der Leser Orientierungslinien für sein Weiterdenken. An diesem Punkt wird gleichzeitig die Grenze der Arbeit sichtbar: die Erarbeitung einer Gesamtschau oder eines „glaubwürdigen Modells“ steht weiterhin aus. Sowohl für die Theologie als auch für den Glaubensvollzug ist es „von lebenswichtigem Interesse, ein glaubwürdiges Modell für das Handeln Gottes in der Welt vorzulegen. Zu viel steht auf dem Spiel, als daß man davon absehen könnte“ (219). So steht am Ende das zu Beginn geäußerte Desiderat nach einer aktuellen „wissenschaftlichen Monographie“ (34), nach einer „umfassenden Systematik“ (35) des Themas Vorsehung erneut im Raum, ungelöst. Man würde sich wünschen, daß der Autor selbst die von ihm kurz skizzierten Ansätze deutlicher durchgehalten und ausgebaut hätte, so daß sie eine tragende Kraft hätten ent-

falten können. Mir scheint, es würde sich lohnen, bei J. Kantenich näher hinzusehen auf seine Verankerung der Vorsehungslehre in Schöpfung, Geschichte und Bund. So ist denn zu wünschen, daß das Buch inspirierend wirkt, auf dem Weg der Erarbeitung einer umfassenden Systematik und eines glaubwürdigen Modells weitere Schritte zu unternehmen.

Richard Kocher, Herausforderter Vorsehungs-glaube. Die Lehre von der Vorsehung im Horizont der gegenwärtigen Theologie. St. Ottilien (EOS-Verlag) 1993, 397 S., 48,- DM

Hans-Werner Unkel

„DER NEUE MENSCH - Zur säkularen Religionsgeschichte der Moderne“. Ziel der Habilitationsschrift ist es, die Moderne - also die mit der Renaissance beginnende Neuzeit - als säkulare Religionsgeschichte zu verstehen. Nach der Überzeugung des Verfassers lassen sich die Genese und Verlaufsgeschichte der europäischen Moderne nicht verstehen „ohne das Studium der säkularreligiösen Hoffnungsziele und Glaubenskräfte, die in ihr wirkmächtig wurden“ (9). Als zentrales Hoffnungsziel steht dabei „der Neue Mensch“ im Mittelpunkt, das der Moderne in ihren verschiedenen Strömungen und Bewegungen einverwoben war. Küenzlen gibt im Vorwort an, aus welcher Perspektive seine Arbeit geschrieben ist. Er sieht sich in der Schule einer historisch orientierten Kultursoziologie, fühlt sich insbesondere Max Weber und Friedrich Tenbruck als geistigen Mentoren verpflichtet. Das Werk hat eine klare und übersichtliche Linienführung, die Sprache ist allgemein verständlich und auch dem „Laien“ zugänglich. Dem Text ist ein Literaturverzeichnis beigelegt.

In Kap. I (25-62) bemüht sich der Verf. um eine anthropologische Verortung seines Themas. Angesprochen werden Fragen wie die Befähigung des Menschen zu Selbsttranszendenz als „elementare Voraussetzung für die Möglichkeit des Menschen, nach einem Neusein seiner selbst zu fragen“ (31). Hinzu kommt die „anthropologische Dynamik“ der „Handlungsunsicherheit“ und der „Daseinsohnmacht“ (ebd.), die den Menschen immer wieder zur Suche nach einem

Neusein seiner selbst zwingt. Weiterhin zeigt der Verf. die christentümliche Verankerung der Idee des „Neuen Menschen“.

Kap. 2 (63-92) beleuchtet die säkulare Religionsgeschichte der Moderne. Der Autor benennt die „Geschichte“ als das „Buch der Bücher“ (76) der säkularen Religionsgeschichte, das „politisch-revolutionäre Handeln“ (93), durch das der „Neue Mensch“ geschaffen werden sollte, und die Wissenschaft als „Glaubensmacht“ (84).

In Kap. 3 (93-138) geht der Verf. den „Geistigen Wegbereitern“ (138) nach, die die Suche nach dem „Neuen Menschen“ in der säkularen Religionsgeschichte der Moderne bestimmt oder doch vielfältig beeinflusst haben.

Einen relativ breiten Raum nimmt Kap. 4 ein (139-225). Zeigte das dritte Kapitel eine mehr „ideengeschichtliche“ Betrachtung, so geht es hier korrespondierend um die „Realgeschichte“ (138) der Vorstellungen vom „Neuen Menschen“. Dargestellt werden die russische Intelligenzija (vorrevolutionär und frühsowjetisch), die Deutsche Jugendbewegung (in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts), die deutsche Studentenbewegung von 1968 und schließlich die Psychoanalyse als säkularreligiöse Bewegung.

Kap. 5 (227-260) beschäftigt sich mit der gegenwärtigen Situation der säkularen Religionsgeschichte der Moderne. Sie ist nach Meinung des Verf. in die Krise geraten, symptomatisch festgemacht am kulturellen Bedeutungsschwund der Wissenschaft, am Verlust der orientierenden und motivierenden Kraft politischer Heilslehren und am Verlust des Fortschrittsglaubens, ein Zeichen für den Glaubensschwund hinsichtlich der säkularen Heilsbedeutung der Geschichte. Kennzeichnend für die neue Kulturlage ist das Aufkommen der New Age-Bewegung, verbunden mit einem Schwund futuristisch-eschatologischer Hoffnungen zugunsten des Verlangens nach

„Neu-sein, Erfüllung in der unmittelbaren Gegenwart“ (247).

In der resümierenden Schlußbetrachtung (261-276) geht der Verf. nochmals der Frage nach einem gültigen Verständnis der geistig-kulturellen Lage der Gegenwart nach, insofern sie Anhalt und Ziel für die heutige Suche nach dem „Neuen Menschen“ bietet. Er ist sich der Schwierigkeit einer solchen Diagnose bewußt, bedingt durch das Faktum, daß in der aktuellen Kulturlage gleichzeitig die unterschiedlichsten Daseinsauffassungen nebeneinander bestehen bzw. miteinander konkurrieren (Stichwort „Pluralismus“). Hinzu kommen Prozesse der Internationalisierung und der Globalisierung, die auch die okzidentale Kulturentwicklung neu bestimmen. Bedenkenswert scheint mir dabei die Schlußaussage des Verf., daß bei aller gegenwärtigen kulturellen Unübersichtlichkeit eines sicher zu sein scheint: „Die Geschichte der Suche und Sehnsucht nach einem Neuen Menschen wird weiter gehen“ (276).

Die Darlegungen Küenzlens finden in jemandem, der sich der ersten Zielgestalt Schönstatts vom „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft mit universellem apostolischem Gepräge“ verpflichtet weiß, sicherlich einen aufmerksamen Leser. Durch seine Arbeit erhellt der Verf. den Hintergrund, auf dem dieses Kernanliegen Pater Kentenichs in seiner gegenwärtigen Wichtigkeit verstanden werden kann. Dieser hat das zentrale Hoffnungsziel der Moderne mit der ihm innewohnenden Dynamik aufgegriffen und den Versuch unternommen, es für eine christliche Lebens- und Weltgestaltung nutzbar zu machen.

Gottfried Küenzlen, Der Neue Mensch. Zur säkularen Religionsgeschichte der Moderne, Wilhelm Fink Verlag, München 1994, 292 S., 48,- DM

Otto Amberger